

# Die Auswanderungswelle von 1816/17

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **85 (1973)**

PDF erstellt am: **09.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Auswanderungswelle von 1816/17

### 1. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen

#### *Die Wirtschaftsstruktur des Aargaus zu Beginn der Restauration*

Für die Prosperität des Berner Aargaus im 18. Jahrhundert wurde oben bereits ein Zeugnis angeführt; andere Berichte preisen die Fruchtbarkeit auch der anderen aargauischen Gebiete<sup>1</sup>, und wir dürfen annehmen, daß der junge Kanton im zweiten Jahrzehnt seines Bestehens zu den reicheren Gebieten der Eidgenossenschaft gehörte. Konsultieren wir die statistischen Werke der Zeit von Picot oder Franscini, so finden wir auch hier den Aargau in der Gegenüberstellung der Kantone immer in den vorderen Rängen, ob es nun um Getreide- oder Weinbau, Wiesen- oder Waldreichtum, Handel oder Industrie geht<sup>2</sup>.

Schon aus der verschiedenen politischen Vergangenheit ergaben sich allerdings auch deutliche Unterschiede der wirtschaftlichen Struktur und des Wohlstandes zwischen den einzelnen Kantonsteilen.

Das erfreulichste Bild boten wohl die Mittellandsregionen des alten Berner Aargaus, wo sich Landwirtschaft und Industrie glücklich ergänzten. Die Gegend um Lenzburg galt als eines der besten Getreidebaugebiete der Schweiz, und auch in den Bezirken Aarau und Zofingen, in etwas geringerem Maße in Kulm, fand der Ackerbau günstige Bedingungen<sup>3</sup>. Außer in Zofingen, wo bereits das Gebiet der Einzelhofwirtschaft begann, war die Parzellierung des Kulturlandes wohl ziemlich

<sup>1</sup> Siehe z. B. JOHANN CONRAD FAESI, *Genaue und vollständige Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft, derselben gemeinen Herrschaften und zugewandten Orten*, Zürich 1765.

<sup>2</sup> STEFANO FRANSCINI, *Statistik der Schweiz*, Aarau 1829; JEAN PICOT, *Statistique de la Suisse*, Genf/Paris 1819.

<sup>3</sup> Zum Stand der aargauischen Landwirtschaft siehe vor allem: FRANZ XAVER BRONNER, *Der Canton Aargau*, Band I, S. 452 ff.; OSCAR HOWALD, *Die Dreifelderwirtschaft im Kanton Aargau*, Diss. ETH, Bern 1927.

weit fortgeschritten, doch wo die Güter für den Unterhalt der Familien nicht mehr ausreichten, brachte die Heimindustrie ergänzendes Einkommen. Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Leinwandweberei am meisten betrieben worden, dann trat die Baumwollverarbeitung in den Vordergrund<sup>4</sup>.

Ihr wichtigster Zweig war im Aargau die Fabrikation einfacher weißer Tücher, vor allem als Material für den einheimischen Indiennedruck; daneben hatten die Verleger von Zofingen und Aarau schon vor der Jahrhundertwende die Buntweberei eingeführt. Sehr wichtig war im 18. Jahrhundert die Spinnerei; da sie weniger qualifizierte Arbeitskräfte erforderte, drang sie am weitesten an die Peripherie der eigentlichen Industriegebiete vor, sie beschäftigte Heimarbeiter auch im Freiamt, im Fricktal und besonders im Schwarzwald<sup>5</sup>.

Zunächst hatte die Industrie ganz in den Händen der städtischen Verleger von Aarau, Lenzburg und Zofingen gelegen. Mit der Zeit machten sich aber manche der ländlichen Weber selbständig, teils auf eigene Rechnung, häufiger als Zwischenträger größerer Unternehmen in Genf, Zürich, Basel oder Schaffhausen<sup>6</sup>.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren Indiennedruck, Handspinnerei und Weißweberei allerdings bereits im Rückgang begriffen. Das französische Einfuhrverbot von 1785 verschloß ihnen den wichtigsten Absatzmarkt<sup>7</sup>, zudem bekam vor allem die Spinnerei den Druck der technisch besser gerüsteten englischen Konkurrenz zu spüren. Während der Napoleonischen Kriege und der Kontinental Sperre litt die Industrie unter den Einschränkungen des Handels, dafür blieb ihr die ernsthafte Konfrontation mit der Konkurrenz für weitere anderthalb Jahrzehnte erspart. Inzwischen hatte die Mechanisierung, wenigstens der Spinnerei, auch im Aargau begonnen. Bei den ersten «Spinnmaschinen», wie man die Fabriken damals nannte, handelte es sich allerdings meist um sehr kleine Unternehmen; zum Teil setzten sogar Heimarbeiter anstelle der

<sup>4</sup> Über die Entwicklung der aargauischen Textilindustrie: WERNER FETSCHERIN, *Beitrag zur Geschichte der Baumwollindustrie im alten Bern*, Diss. Bern, Weinfelden 1924; ADOLF REY, *Die Entwicklung der Industrie im Kanton Aargau*, Diss. Basel, Aarau 1937; WALTER BODMER, *Die Entwicklung der schweizerischen Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen Industrien und Wirtschaftszweige*, Zürich 1960.

<sup>5</sup> Fetscherin, S. 126.

<sup>6</sup> Nach Fetscherin, S. 103, sind die meisten dieser Versuche gescheitert.

<sup>7</sup> Um 1780 wurden aus einer Jahresproduktion von etwa 160 000 Stück weißen Baumwolltuchs rund 70 000 Stück nach Frankreich exportiert, a. a. O., S. 136 f.

Spinnräder mehrspindlige «mules» im Handbetrieb ein. Die größte Fabrik war in den 1810er Jahren die des Regierungsrates Johann Herzog von Effingen in Aarau; 1810 gegründet, beschäftigte sie 1812 etwa 600 bis 700 Arbeiter. 1811 gliederte Gottlieb Heinrich Hünérwadel seiner Zeugdruckerei in Niederlenz eine mechanische Spinnerei an, und in den folgenden Jahren entstanden einige Klein- und Kleinstbetriebe im Bezirk Kulm<sup>8</sup>.

Die einzige eigenständige Industrie außerhalb des alten Berner Aargaus war die Strohflechterei, die sich etwa seit Beginn des Jahrhunderts rasch ausbreitete. Schon im 18. Jahrhundert waren in Wohlen und Umgebung Hutgeflechte hergestellt worden, und wenn die Produktion auch noch vorwiegend für den Inlandmarkt bestimmt war, beschäftigte sie doch zeitweise einige hundert Arbeitskräfte<sup>9</sup>.

Mit der Einführung einer neuen Flechttechnik um die Jahrhundertwende begann eine weitere starke Expansion. Um 1815 war die Strohflechterei im ganzen Bezirk Bremgarten verbreitet und hatte auch schon im oberen Freiamt Eingang gefunden, nicht zuletzt durch die Bemühungen aufgeschlossener Geistlicher, die in verschiedenen Gemeinden Flechtschulen eingerichtet hatten. Immerhin war der Bezirk Muri wohl doch noch als Randgebiet der Industrie zu betrachten, wie auch Brugg, wo vor allem Spinnerei und Strumpfweberei betrieben wurden. In Krisen waren die peripheren Einzugsgebiete der Industrie natürlich am schnellsten von Arbeitslosigkeit bedroht.

Fast reine Agrargebiete waren die alte Grafschaft Baden (die jetzigen Bezirke Baden und Zurzach) und das Fricktal. Bei guter Konjunktur erhielt ein geringer Teil der Bevölkerung auch hier Hausarbeit; im Bezirk Baden von Zürcher Unternehmern, im Fricktal von den Aarauer Baumwollverlegern und den Basler Seidenherren. Die Industrie spielte aber in diesen Gebieten eine verschwindend kleine Rolle; 1817 notierte der Oberamtmann von Baden in seinem Jahresbericht an die Regierung unter dem Titel «Gewerbs-Fleiß und Handel»: «Über diese Zweige des öffentlichen Wohlstands ist diesörtiges Oberamt im Falle, traurend zu verstummen.»<sup>10</sup> Baden konnte dafür wohl als eine landwirtschaftlich

<sup>8</sup> 1816 sollen drei mechanische Spinnereien etwa 130 Personen beschäftigt haben, StAAG, IA Nr. 14, Rapporte, 1817.

<sup>9</sup> Zur Geschichte der Strohflechterei siehe: WALTER CORRODI, *Die schweizerische Hutgeflechtindustrie*, Diss. Zürich, Wädenswil 1924.

<sup>10</sup> StAAG, a. a. O.



sehr günstige Gegend gelten, in guten Jahren exportierte der Bezirk größere Mengen von Getreide und Wein.

Reich und fruchtbar waren auch die tieferen Lagen des Fricktals, die Felder von Möhlin galten sogar als die besten des Kantons. Die Güterzerstückelung allerdings war hier wohl schon weiter fortgeschritten als in den anderen Agrarbezirken<sup>11</sup>.

Von der Natur am wenigsten bevorzugt waren die Hügellagen des Jura, im oberen Fricktal, in den Bezirken Brugg und Zurzach, wo der karge Boden nur spärliche Erträge lieferte. Schon im 18. Jahrhundert galt zum Beispiel das Schenkenberger Amt als eine arme Gegend, und Lutz schrieb von der Gemeinde Oberbözberg:

«Die Bearbeitung des Bodens bedarf großer Anstrengungen, daher die Einwohner für die abgehärtetsten in der ganzen Gegend gehalten werden».<sup>12</sup>

Beträchtliche Bedeutung kam dem Weinbau zu, der in allen Teilen des Kantons, außer im Bezirk Zofingen, Eingang gefunden hatte. Besonders wichtig war er am Südfuß des Jura, im Rheintal um Kaiserstuhl und Klingnau sowie in allen günstigen Lagen des Fricktals. Der Rebbau erfreute sich vor allem deshalb wachsender Beliebtheit, weil er ein gewisses Einkommen an barem Gelde brachte. Allerdings war er andererseits besonders witterungsabhängig, und nicht selten folgten mehrere Fehljahre aufeinander.

Überhaupt war auch die aargauische Landwirtschaft nicht ohne Probleme. Obwohl die Produktivität und der Grad der Selbstversorgung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gestiegen waren – nicht zuletzt durch die Einführung der Kartoffel –, blieb noch manches zu verbessern. Die Reste der alten Flurordnungen behinderten vielfach eine vollständige und rationelle Nutzung des Bodens. Der Mangel an Wiesland hemmte in großen Teilen des Kantons nicht nur die Viehzucht, sondern auch die Verbesserung des Ackerbaus, denn wo der Viehstand gering blieb, fehlte auch der natürliche Dünger<sup>13</sup>.

<sup>11</sup> Angaben über die Parzellierung nach der Jahrhundertmitte siehe unten, S. 102

<sup>12</sup> MARKUS LUTZ, *Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes*, Aarau 1827, Band 1, S. 183.

<sup>13</sup> Der Oberamtmann von Laufenburg stellt 1817 fest, daß noch viel nutzbarer Boden unbebaut sei (StAAG, IA Nr. 14, Rapporte, 1817), und noch 1848 nennt er die Abschaffung der Zelgordnung als wünschenswerte Maßnahme (StAAG, IA Nr. 16, Amtsberichte, 1848). Siehe ferner Howald.

Zudem war schon um diese Zeit ein großer Teil der Bauern verschuldet. Bronner führt dies darauf zurück, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts viele städtische Kapitalien auf dem Lande angelegt worden waren, was allerdings die Bodenpreise hochtreiben mußte<sup>14</sup>; außerdem gab es noch keine Institution für die Gewährung von Krediten zu günstigen Bedingungen.

Im ganzen gesehen, erschienen die Aussichten für eine erfreuliche wirtschaftliche Entwicklung im Aargau aber nicht schlecht. Die institutionellen Hindernisse, die früher eine Rationalisierung der Landwirtschaft erschwert hatten, waren zum Teil schon vor der Jahrhundertwende gefallen; die politischen Umwälzungen hatten ihren Abbau beschleunigt. So waren die Naturalzehnten in Geldabgaben umgewandelt worden, was eine Umstellung auf neue Produkte erleichterte<sup>15</sup>; der Weidgang war fast überall aufgehoben, die früher ungenützte Brache wurde bepflanzt, die Anlage von Wiesen und Rebbergen machte Fortschritte. Allerdings schritt die Entwicklung nicht überall gleich voran; es scheint, daß die nördlichen Bezirke noch etwas im Rückstand lagen.

Recht groß – wenn auch gewiß kleiner als in anderen Ländern – war das Gefälle des Wohlstands zwischen den sozialen Schichten. Zur finanzkräftigsten, sicher noch sehr kleinen Gruppe gehörten die größeren Textilverleger und die Besitzer der wenigen Fabriken. Unter Kaufleuten und Handwerkern dürften einige weitere Begüterte gewesen sein. Bauern galten als wohlhabend, wenn sie mehr als etwa 20 Jucharten Land besaßen. Keller gibt an, daß im Schenkenberger Amt die größten Güter etwa 24 Jucharten umfaßten, und nur wenige Bauern mehr als 6000 fl. Vermögen besaßen<sup>16</sup>.

Zweifellos bildeten die sogenannten Vollbauern nur eine recht kleine Minderheit. Weit zahlreicher waren die Halbbauern, die vielleicht um 10 Jucharten Land und wenige Stück Vieh besaßen, und die sich nur recht bescheiden erhalten konnten. Die größte Schicht schließlich waren

<sup>14</sup> Bronner, Band 1, S. 452.

<sup>15</sup> Der endgültige Loskauf der Grundzinsen war um diese Zeit zwar eingeleitet, aber noch keineswegs durchgeführt. Er brachte überdies für viele Bauern zunächst zusätzliche Belastungen.

<sup>16</sup> JAKOB KELLER, *Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts*, Aarau 1884. Bei dem von Keller benützten Maß muß es sich entweder um die schweizerische Juchart von 36 Aren oder um die nicht allzustark abweichende alte Berner Juchart von rund 38,7 Aren handeln.

die Tauner oder Tagelöhner; sie hatten meist noch ein eigenes Haus oder einen Hausanteil, zum Teil auch noch einen eigenen Kartoffelacker; viele mußten Land pachten, um nur die einfachsten Lebensmittel selber anbauen zu können. Jedenfalls waren sie alle auf zusätzlichen Verdienst aus Lohnarbeit angewiesen. In ländlichen Gegenden verrichteten sie Tagelohnarbeit für die wenigen großen Bauern, mit der Lockerung der Zunftfesseln wandten sich viele dem Handwerk zu.

In den industrialisierten Bezirken verschaffte die Heimarbeit die nötigen Nebeneinkünfte, weshalb sich hier auch die Zahl der fast vermögenslosen Lohnarbeiter enorm vermehrt hatte. Es ist schwer zu sagen, in wie vielen Fällen die Industriearbeit sogar zur wichtigsten Einkommensquelle geworden war, wir besitzen aber doch Zeugnisse dafür, daß ein beträchtlicher Teil der Heimarbeiter den Lebensunterhalt weitgehend aus dem Ertrag der Kleinlandwirtschaft bestritt. Es war ja gerade diese Ergänzung des industriellen durch das landwirtschaftliche Einkommen, die der schweizerischen Industrie erlaubte, dank niederen Löhnen auch gegen technisch fortschrittlichere Konkurrenz zu bestehen.

Auf der untersten Stufe der sozialen Ordnung standen die eigentlichen Außenseiter, die Vaganten und Bettler, fahrenden Korbmacher, Kesselflicker und ähnliche. Ein beträchtlicher Teil davon gehörte auch gesetzlich minderberechtigten Gruppen an, es waren dies die Heimatlosen, Landsassen und ewigen Einsassen. Von ihnen soll später noch ausführlicher die Rede sein.

### *Die Notjahre 1816/17*

Die langen Jahre der Napoleonischen Kriege waren auch an der aargauischen Wirtschaft nicht spurlos vorübergegangen. Industrie und Handel hatten unter der Behinderung des freien Verkehrs gelitten; wenn auch zuverlässige statistische Angaben fehlen, müssen wir doch annehmen, daß die Produktion der Industrie beträchtlich zurückgegangen war.

Während der letzten Feldzüge der Alliierten war dann der Aargau auch Durchmarschgebiet für ihre Heere geworden. Vor allem die Bezirke Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden hatten 1814 die Last der österreichischen Einquartierungen zu tragen; an verschiedenen Orten wurden für längere Zeit Militärspitäler eingerichtet. Verheerend wirkte sich aus,

daß der in den Armeen ausgebrochene Typhus auf die Zivilbevölkerung übergriff. Nach Schätzungen wurde im Bezirk Rheinfelden etwa ein Achtel der Bevölkerung von der Krankheit befallen<sup>17</sup>. Die gleichen Gebiete wurden in den Jahren 1814 und 1815 wiederholt von schweren Unwettern heimgesucht. Die Weinbauern der Juratäler verzeichneten während mehrerer Jahre schlechte Erträge<sup>18</sup>.

Gleichzeitig machte die Industrie eine sehr bewegte Entwicklung durch. Das Ende des Napoleonischen Systems hatte nur für kurze Zeit die Grenzen geöffnet, dann folgte sogleich ein Rückfall in die Schutzzollpolitik. Vor allem aber waren die Schweizer Produzenten nun wieder der harten Konkurrenz der weit moderneren englischen Industrie ausgesetzt, vor der sie die Kontinentalsperre bisher einigermaßen geschützt hatte. Dies bedeutete zunächst das Ende der ohnehin schon geschwächten Handspinnerei, die nun völlig verschwand. Betroffen wurden davon hauptsächlich die peripheren Industriegebiete, d.h. wieder die Jura-bezirke. Auch die im Mittelland sich ansiedelnden mechanischen Spinnereien hatten aber zunächst einen schweren Stand.

Die Weißweberei schien sich zuerst gut zu erholen, dann aber erlitt auch sie schwere Rückschläge. Die englische Konkurrenz arbeitete bereits mit mechanischen Webstühlen, während die aargauische Weißweberei noch ausschließlich von Hand und in Heimarbeit betrieben wurde<sup>19</sup>. In den Bezirken Aarau und Zofingen blieb ihr Niedergang ohne schwere Folgen, weil sich hier die Unternehmer bereits der vorläufig nicht mechanisierbaren Buntweberei zugewandt hatten. Schlimmer war die Lage in den Bezirken Lenzburg und Kulm, wo die Umstellung erst jetzt begann. Obwohl sie dann relativ rasch vollzogen wurde, war die Not in der Übergangszeit groß.

Wie plötzlich die Krise kam, wird ersichtlich etwa aus dem Bericht des Oberamtmanns von Kulm für das Jahr 1816<sup>20</sup>. Der Amtmann erinnert daran, daß die Baumwollindustrie nun seit fünfzig Jahren im

<sup>17</sup> PAUL KASSER, Der Durchmarsch der Alliierten durch die Schweiz im Winter 1813 auf 1814, in *Schweizer Kriegsgeschichte*, Heft 9, Bern 1921, S.45.

<sup>18</sup> *Schweizerbote*, passim.

<sup>19</sup> Seit 1803 wurde der von Horrocks verbesserte Webstuhl industriell verwendet; 1813 gab es in England 2400 solche Webstühle, 1820 bereits 14 150. Vgl. JOHN G. GLOVER und WILLIAM B. CORNELL (eds.), *The Development of American Industries*, New York 1951, S.136.

<sup>20</sup> StAAG, IA Nr.14, Rapporte, 1816.

wirtschaftlichen Leben des Bezirks eine Hauptrolle spielte und den Wohlstand beträchtlich gehoben habe. In den vierzig Jahren habe sich die Bevölkerung fast verdoppelt, und sie stehe jetzt in keinem Verhältnis mehr zur Fläche des Bezirks (tatsächlich hatte Kulm um diese Zeit mit etwa 160 Einwohnern je Quadratkilometer bei weitem die dichteste Bevölkerung aller Bezirke). Noch in den letzten Jahren habe sich der allgemeine Reichtum in den Zentren der Weberei wie Reinach, Gontenschwil, Birrwil und Leutwil bedeutend vermehrt. Von 1814 auf 1815 sei die Produktion von weißen Baumwolltüchern von 14459 auf 39004 Stück gestiegen; die Spinnerei allerdings schon zurückgegangen. Inzwischen aber sei die Spinnerei ganz aufgegeben worden, und die Weberei liefere nur noch höchst ungenügenden Verdienst. Im Bericht pro 1817 wird der Niedergang auch mit Zahlen belegt<sup>21</sup>; sie sprechen für sich. Die Produktion von weißen Baumwolltüchern betrug:

1815	39004 Stück
1816	22636 Stück
1817	6078 Stück

In einzelnen Gemeinden war der Rückgang noch schärfer, so in Reinach von 6078 auf 570, in Menziken von 6998 auf 537 Stück, jeweils innerhalb eines Jahres<sup>22</sup>.

Die Fabrikindustrie bot noch wenig Ausweichmöglichkeiten; drei mechanische Spinnereien beschäftigten im ganzen Bezirk etwa 130 Personen, wohl zum großen Teil Frauen und Kinder. Die Löhne waren auf einen Sechstel bis einen Fünftel der früheren Höhe gesunken.

Allerdings erwähnt der Bericht, daß die Weberei nicht überall gleich zurückgehe. An vielen Orten werde schon Kölsch, «Bildzeug», «Strichzeug» oder «Rubelzeug» fabriziert, d.h. bunte oder strukturierte Gewebe. Der Jahresbericht pro 1819/20 stellt dann fest, daß zwar die Weißweberei fast ganz aufgehört habe, daß aber doch wieder alle Webstühle in Betrieb seien, um bunte Artikel in Mengen herzustellen. Die Arbeitslosigkeit war also um diese Zeit schon wieder überwunden. Die eigentliche Krise beschränkte sich auf die Jahre 1816 und 1817.

<sup>21</sup> a. a. O., 1817.

<sup>22</sup> Auch 1815 lag die Produktion schon weit unter dem im 18. Jahrhundert erreichten Höhepunkt. 1762 waren im Gebiet des späteren Bezirks Kulm 74021 Stück Tuch hergestellt worden, in Reinach 15246 Stück, in Menziken 18885 Stück. In späteren Zeiten lagen die Zahlen bestimmt noch höher. Vgl. Fetscherin, S. 100.



Gerade in diese Jahre fiel nun aber eine Lebensmittelknappheit, wie sie in unseren Gegenden später nie mehr vorkommen sollte. Ursache der Teuerung waren die Witterungsverhältnisse im Sommer 1816, die in ganz Europa Mißernten hervorriefen. Noch im Mai schneite es, und im Juni regnete es an 25 Tagen; das Emd wurde wieder verschneit. Erst Ende August konnte mit der Getreideernte begonnen werden, Hafer suchte man noch im Dezember unter dem Schnee<sup>23</sup>. Obst wurde fast keines geerntet, die Kartoffeln faulten und das Futter wurde grau. Das Fricktal litt erneut unter schweren Unwettern, und auch der Bezirk Muri erlebte eine Überschwemmung.

Verschiedene Artikel im *Schweizerboten*, obwohl betont optimistisch gehalten, zeigen, wie schon im Herbst des Jahres die Besorgnis unter der Bevölkerung wuchs.

So hieß es am 12. September:

«Ist großer Schrecken im Lande und Geschrei: Was sollen wir essen? Wovon werden wir leben?»... Wo fehlt's denn? – Haben die Getreide-Ärnten weit und breit fehlgeschlagen? – Mit nichten! Ausgenommen einige verhagelte kleine Striche Landes, ausgenommen hie und da in den Niederungen Überschwemmungen einzelner Stellen oder Verspätung der Ärnte in höheren Gegenden, Gott sei Dank, allgemein ein unerwartetes Gedeihen der Feldfrucht. Wo fehlt's denn? Sind die Erdäpfel in Grund und Boden verhagelt, versoffen, verfault, verloren? – Mit nichten!

Ausgenommen, daß durch das Regenwetter oder durch Überschwemmung theilweis Erdäpfelland verdorben ist, hin und wieder Äcker in den höheren Gegenden schon durch Frühfrost gelitten haben; daß überhaupt durchs Regenwetter alles etwas verspätet ist – weiß man: die Erdäpfel sind im Allgemeinen gar noch nicht mißrathen. Gott sei Dank!»<sup>24</sup>

Am 10. Oktober wurde fast noch zuversichtlicher verkündet:

«Die voreilige Angst der Menschen vor naher Theuerung und Hungersnoth ist zum Theil schon vollkommen verschwunden, und nimmt täglich mehr, auch bei den Ungläubigen, am warmen Sonnenschein ab.»<sup>25</sup>

Im gleichen Blatt erschien aber auch schon eine Notiz unter dem Titel: «Anleitung zur Verfertigung wohlfeiler Suppen für alle armen Haushaltungen eines Dorfes». Darin wurde das Rezept der sogenannten Rumfordschen Sparsuppe mitgeteilt, von der 100 Portionen aus je 3 Maß Erbsen und Gerste, 9 Maß Kartoffeln sowie 6 Pfund Brot zu kochen

<sup>23</sup> *150 Jahr Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, 1803–1953*, herausgegeben vom Regierungsrat des Kantons Aargau, Aarau 1954, S.40.

<sup>24</sup> *Schweizerbote*, Nr. 37, 12.9.1816.

<sup>25</sup> a. a. O., Nr. 41, 10.10.1816.

waren. Für eine noch wohlfeilere Suppe sollten 6 Maß Hafermehl, 6 Pfund Brot, 1 Pfund Salz und  $\frac{1}{2}$  Pfund Butter genügen<sup>26</sup>.

Am 31. Oktober folgte die Bekanntgabe eines Tanzverbotes sowie, weit ernsthafter, eine Verordnung, die Getreideimporteuren eine Prämie von 10 Batzen je Sack zusprach, Exporteure aber mit einer Gebühr von 1 Batzen pro Maß belegte<sup>27</sup>.

Immerhin lehnte es die Regierung noch im November ab, eine Erhebung über den Stand der Vorräte anzustellen, um eine unnötige Panik zu vermeiden.

Angesichts der schlimmen Nachrichten und Hilferufe aus der Ostschweiz konnte sich allerdings der Aargau noch glücklich schätzen; zwar waren in Rheinfelden nur etwa drei Viertel, in Kulm zwei Drittel einer normalen Ernte eingebracht worden, Lenzburg meldete jedoch mindestens durchschnittliche Getreideerträge, und in Baden schienen die Vorräte auch im Frühling 1817 noch ausreichend<sup>28</sup>. Noch im Januar meinte der *Schweizerbote*:

«Man hilft sich, wie man kann bei gegenwärtiger Theurung. Doch nimmt die Furcht vor Hungersnoth schon merklich ab; und Getraide und Erdäpfel fallen gemach im Preiß.»<sup>29</sup>

Der allgemeine Mangel führte aber auch im Aargau zu einer enormen Steigerung der Preise. Tabelle 12 zeigt die Entwicklung einiger wichtiger Lebensmittelpreise auf dem Aarauer Markt; in einzelnen Regionen lagen die Maximalwerte noch bedeutend höher. Halder nennt für Mehl eine Preissteigerung auf das Fünffache, für Kartoffeln eine kaum geringere<sup>30</sup>.

Schon im Februar befahl die Regierung die Errichtung von Sparsuppenanstalten, außerdem half sie besonders dürftigen Gemeinden mit der

<sup>26</sup> Die Sparsuppe war benannt nach dem Amerikaner Benjamin Thompson, der sich im Dienste des bayrischen Kurfürsten den Titel eines Grafen von Rumford erworben hatte. Thompson hatte sich, neben vielen andern Interessen, zeitweise auch mit Problemen der Sozialfürsorge befaßt und mit billigen Koch- und Heizmethoden experimentiert. Vgl. *Dictionary of National Biography*, vol. LVI, London 1898.

<sup>27</sup> *Schweizerbote*, Nr. 44, 31. 10. 1816.

<sup>28</sup> StAAG, IA Nr. 14, Rapporte, 1817.

<sup>29</sup> *Schweizerbote* Nr. 5, 30. 1. 1817.

<sup>30</sup> NOLD HALDER, *Geschichte des Kantons Aargau 1803–1953*, Band 1, Aarau 1953, S. 257 f.; Pfarrer Brentano von Gansingen nannte in seinem Bericht einen Höchstpreis von 90 Rappen pro Pfund Brot, siehe JOHANN MÜLLER, *Der Aargau*, Zürich/Aarau 1870, Band 1, S. 102 f.



Verteilung der staatlichen Getreidevorräte und von importiertem Reis. Für einzelne Gemeinden trug die Staatskasse ein Drittel bis die Hälfte der Armenlasten<sup>31</sup>.

Trotz allen Hilfsmaßnahmen blieben Hunger und Elend nicht aus. Der Gansinger Pfarrer Brentano schrieb von der Lage im Frühling 1817:

«Bis nach der ersten Hälfte des März fand man noch Lebensmittel auf den Märkten, bei den Müllern, in den Bäckerläden, die reiche Ernte der Ackerbohnen sättigte Tausende und ließ sie die Kartoffeln zur Aussaat schonen. Erst mit dem Beginn der Frühlingarbeiten mehrte sich der Hunger und die Noth. Da mußte Krösch geröstet und gebacken, Pferdefleisch genossen, Kräuter für Menschen und Vieh gesammelt werden, da sah man bleiche Gestalten abgezehrt herumschleichen.»<sup>32</sup>

In Brittnau beschloß der Gemeinderat:

«...um dem dato von den nahrungslosen Haushaltungen eingerissenen schädlichen Grasausstechen auf den hiesigen Matten und Äckern Einhalt zu thun, dasselbe öffentlich von der Kanzel verbieten zu lassen.»<sup>33</sup>

Der *Schweizerbote* klagte:

«Ich will reden, denn mir blutet das Herz. Möge Gott mein Wort segnen! Möge Er das Herz derer bewegen, die helfen können! Sonst werden wir Tage des Entsetzens erleben. Ich muß reden. Ich muß betteln für die mageren Gestalten der Elenden, für die blassen Gesichter, die mir auf Wegen und Stegen begegnen und sprechen: Ich habe heut noch nicht gegessen!... Der Schweizerbote hat bisher auch geglaubt, die Noth sei so gar groß noch nicht. Es helfen ja Regierungen, es helfen ja Gemeinden, es helfen ja Gesellschaften; es wird ja manches Almosen vertheilt. Aber die Noth ist größer als die bisherige Hilfe, ich habe es gesehen. Nun glaube ich daran und klage vor Gott und der Welt laut! Es gehen täglich in der Schweiz Tausende ins Bett, die nicht wissen, wie sich folgenden Tag satt essen können, und womit den Hunger stillen. Es sind Thäler, die nur noch von Grüschen mit Salz leben. Es sind viele ehrliche Haushaltungen, konnten sich sonst mit Arbeit und Mühe durchbringen, müssen nun gehen heischen, was sie sonst nie gethan! Es sind Mütter, verkaufen dem kleinsten Kinde das Bettlein unter dem Leib, um ihm den Hunger zu stillen.»<sup>34</sup>

Auch wenn im Aargau kaum gesunde und kräftige Menschen Hungers starben, so erlagen doch Alte, Kinder und Kranke der ungenügenden

<sup>31</sup> Halder, a. a. O., S. 259.

<sup>32</sup> Müller, a. a. O.

<sup>33</sup> GAR Brittnau, GRP, 8.5.1817.

<sup>34</sup> *Schweizerbote*, Nr. 13, 27.3.1817.

Ernährung. Die Zahl der Todesfälle stieg außerordentlich hoch; sie betrug 1816 3191, 1820 3554, 1817 aber 4093<sup>35</sup>.

Am größten war die unmittelbare Not wohl in den Gebieten, wo der Zusammenbruch der Weißweberei großen Teilen der Bevölkerung den Verdienst entzog. Aber auch die von den unglücklichen Ereignissen der vorangegangenen Jahre arg mitgenommenen Bezirke Laufenburg und Zurzach litten besonders schwer unter der neuen Katastrophe<sup>36</sup>.

Die Folgen der Teuerung waren allerdings nicht für alle Betroffenen gleich nachhaltig; gerade im Zusammenhang mit der Auswanderung ist zwischen kurz- und langfristigen Auswirkungen zu unterscheiden.

Die Heimarbeiter, an gelegentliche Konjunkturschwankungen bereits gewöhnt, glaubten wohl, mit einer baldigen Besserung der Lage rechnen zu dürfen. Obwohl es sich in diesem Falle um eine tieferreichende Strukturkrise handelte, wurde diese Hoffnung ja auch nicht gänzlich enttäuscht; die Umstellung auf neue Fabrikationszweige brachte in den zentralen Industriegebieten bald wieder genügenden Verdienst.

Schlimmer waren die Auswirkungen für Landwirte und Gewerbetreibende, die für eine selbständige Existenz etwas Kapital benötigten. Ein Kleinbauer, der in normalen Jahren gerade nur den Lebensunterhalt und die Schuldzinsen erwirtschaften konnte, wurde durch eine schwere Mißernte endgültig ruiniert, oder er mußte sich doch erneut verschulden.

Ebenso konnte die Teuerung und der damit verbundene Rückgang der Nachfrage nach allen nicht lebensnotwendigen Gütern manche kleine Gewerbetreibende in den Konkurs stürzen.

Brachte die Teuerung den Besitzlosen Hunger und vorübergehende Abhängigkeit, so konnte sie für den kleinen Eigentümer unter Umstän-

<sup>35</sup> Vgl. WILHELM BICKEL, *Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz seit dem Ausgang des Mittelalters*, Zürich 1947, S.147, Anmerkung 1. Die schlimmere Lage in der Ostschweiz kommt gerade auch in einem Vergleich der Sterblichkeitsziffern zum Ausdruck. Man zählte Todesfälle in:

	St. Gallen	Appenzell AR	Thurgau
1816	4697	1538	2458
1817	8143	3532	3437
1820	3826	1155	2292

Eine eindringliche Schilderung der Verhältnisse in der Ostschweiz gibt RUPERT ZOLLIKOFER, *Der Osten meines Vaterlandes oder die Kantone St. Gallen und Appenzell im Hungerjahre 1817*, 2 Bände, St. Gallen 1818.

<sup>36</sup> Halder bezeichnet die Bezirke Kulm, Lenzburg, Laufenburg und Zurzach als die am schlimmsten betroffenen, a. a. O., S. 258.

den den Ruin, d.h. den unwiderrufflichen Abstieg in die unterste soziale Klasse und sogar in die bürgerliche Entrechtung bedeuten.

Wenn im folgenden gelegentlich von «Armen» die Rede ist, so ist der Ausdruck im Zusammenhang der außerordentlichen Lage zu verstehen; ein großer Teil derer, die 1817 als Arme, vielleicht gar als Bettler bezeichnet wurden, hatten sich vorher mit ehrlicher Arbeit selber erhalten können; sie waren nicht erwerbsunfähig oder arbeitsscheu, sondern einfach Opfer der ungewöhnlichen Ereignisse.

Gewiß hat die Teuerung von 1816/17 nicht das gleiche Maß an Leiden über die Bevölkerung gebracht, wie die Hungersnöte früherer Jahrhunderte. Sie zeigt aber noch einmal deutlich, wie abhängig von den Zufällen der Witterung eine Wirtschaft war, die nicht durch rasche und billige Transportmittel mit der ganzen Welt in Verbindung stand.

Immerhin: so eng war die Verbindung doch schon geworden, daß sich die Blicke der Notleidenden nach dem gepriesenen Überfluß jenseits des Atlantiks richteten.

## 2. Die Information über die Vereinigten Staaten

Während Europa in den wirtschaftlichen Nachwehen der langen Kriegszeit lag und noch weit von einer wirklichen Erholung entfernt schien, hatten die Vereinigten Staaten soeben ihren zweiten Konflikt mit der Weltmacht England ausgetragen; zwar ohne spektakuläre Erfolge, aber auch ohne Niederlage. Im Laufe des Krieges waren entscheidende Feldzüge gegen die zum Teil mit England verbündeten Indianer geführt worden; die wichtigsten Stämme waren in Reservate jenseits des Mississippi zurückgetrieben. Das Territorium der heutigen Staaten Illinois und Michigan, der Süden und Westen von Indiana und die südöstlichen Teile von Wisconsin waren nun zugänglich und militärisch gesichert<sup>37</sup>. Erstmals drangen Siedler aus den großen Waldgebieten in die Prärien des mittleren Westens vor, besetzten zuerst die Flußniederungen, dann allmählich auch das Hügelland.

Auch die Verkehrswege wurden verbessert: 1818 führte bereits eine gute Bundesstraße bis zum schiffbaren Teil des Ohio, von dort stand der Wasserweg nach New Orleans offen. 1811 schwamm das erste Dampf-

<sup>37</sup> Zum Stande der Besiedlung siehe vor allem: RAY ALLEN BILLINGTON, *Westward Expansion*, New York 1967, S.290 ff.

boot auf dem Mississippi, noch im gleichen Jahrzehnt wurden Fahrten bis Louisville in Kentucky aufgenommen, nach 1820 reichte die Verbindung bereits bis Pittsburgh hinauf.

Der Boden in den neuen Territorien war billig; der Preis für Kongreßland war 1800 auf 2 Dollar per Acre festgesetzt worden<sup>38</sup>, und wenn für die meisten Einwanderer auch die zu übernehmende Mindestfläche von 320 Acre zu groß war, so gab es bei diesen Preisverhältnissen doch genug Land aus zweiter Hand zu günstigen Ansätzen. Um so seltener waren die Arbeitskräfte, besonders im Westen. 1818 erhielt ein Landarbeiter in Illinois neben Kost und Unterkunft mindestens 13 Dollar im Monat, nach damaligen Wechselkursen etwa 45 Franken<sup>39</sup>, im Osten betragen die Tagelöhne je nach Leistung und je nach Jahreszeit 50 Cent bis 1 Dollar, wobei allerdings Vollbeschäftigung während des ganzen Jahres kaum die Regel war. Immerhin galt es als normal, daß ein guter Arbeiter nach einigen sparsamen Jahren sich auf eigenem Boden selbständig machen konnte.

Allerdings mußten die Siedler an der vordersten Front mit einfachsten Lebensbedingungen vorliebnehmen. Im ersten Stadium der Erschließung lagen die Farmen meist in einigem Abstand voneinander, weder waren die Erzeugnisse von Handwerk und Industrie in näherer Umgebung erhältlich, noch fanden sich Abnehmer für die Agrarprodukte. So mußte der «Grenzer» imstande sein, sich nicht nur mit Nahrungsmitteln, sondern mit allen Artikeln des täglichen Bedarfs selber zu versorgen. Diese harten Bedingungen herrschten noch in Teilen des längst erschlossenen Ohio bis gegen 1830, in den westlichen Gebieten entsprechend länger<sup>40</sup>.

Für die Ansiedlung an der «frontier» eigneten sich am besten erfahrene Landwirte, womöglich mit mehreren arbeitsfähigen Familiengliedern.

<sup>38</sup> PERCY W. BIDWELL und JOHN I. FALCONER, *History of Agriculture in the Northern United States 1620–1860*, Washington 1925, S. 153 f., 1 Acre entspricht 40 Aren. Als in den 1780er Jahren die einzelnen amerikanischen Staaten ihre Landansprüche im Westen an die Konföderation abgetreten hatten, war der Verkauf der noch nicht in Privatbesitz befindlichen Ländereien dem Kongreß übertragen worden; sie erhielten deshalb den Namen Kongreßland. In der europäischen Literatur der Zeit findet sich häufig auch der Ausdruck Regierungsland.

<sup>39</sup> a. a. O., S. 163. Vergleichbare Lohndaten aus der Schweiz sind für diese Zeit schwer zu finden. Die Tagelöhne der Landarbeiter oder Handwerker dürften zwischen 50 Rappen und 1 Franken betragen haben.

<sup>40</sup> a. a. O., S. 164 ff.

Doch auch der Handwerker fand in Amerika sein Auskommen, denn der große Aufbruch nach Westen schuf im Osten ein Vakuum, in das die Einwanderung einströmte. Sowohl durch die Abwanderung nach den neuen Territorien als auch durch die einsetzende Industrialisierung herrschte auch in den alten Staaten meist ein bedeutender Mangel an Arbeitskräften. Einzelnen Europäern mochte es zwar schwerfallen, sich auf die amerikanischen Arbeitsmethoden umzustellen, im allgemeinen war jedoch für tüchtige Leute Arbeit genug vorhanden.

Wie stand es nun aber mit der Information über diese Verhältnisse; was wußte besonders der Schweizer der unteren, wenig gebildeten Schichten von der Neuen Welt?

Ein Blick auf die Presse zeigt, daß das allgemeine Interesse an amerikanischen Ereignissen noch recht gering war. So finden wir in Heinrich Zschokkes *Schweizerboten* in den Jahren 1814 und 1815 nur einige spärliche Nachrichten über den Englisch-Amerikanischen Krieg; die Meldung vom Friedensschluß wird in 2½ Zeilen übermittelt<sup>41</sup>. Auch die renommierte *Aarauer-Zeitung* berichtete zwar alle Details vom Wiener Kongreß, jedoch nichts aus der neuen Welt.

Gerne aufgenommen wurden allerdings Mitteilungen ausgewanderter Landsleute. So publizierte der *Schweizerbote* in den Jahren nach 1804, als die Baselbieter Auswanderungen einiges Aufsehen erregten, jedes Jahr mindestens einen ausführlichen Reisebericht in Fortsetzungen. Im April und Mai 1804 erschienen unter dem Titel «Der Wanderer nach Amerika» die Erinnerungen eines Württemberger Ansiedlers im Genessee-Tal; eine eher abschreckende als verlockende Geschichte<sup>42</sup>.

Günstiger lauteten die ersten Nachrichten von den Basler Auswanderern. Da hieß es in einem Schreiben vom 20. Juni 1804 aus New Lancaster, O.:

«Die so ungünstigen Gerüchte, welche wie du mir meldest in Basel über unsere Reise ausgestreut wurden, freuen mich um so mehr, da Gott sey Dank nichts davon wahr ist, und wir unsere Reise gesund und glücklich vollendet, auch überall gute Leute angetroffen haben, so daß keines von uns sagen kann, daß es irgendwo mißhandelt worden wäre, auch wo wir jetzt wohnen, wurden wir von unsern nunmehrigen Nachbarn mit weit mehr Menschen- und Nächstenliebe aufgenommen, als man sie in der Schweiz nur denken darf... Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Aussichten für mich und die lieben Meinigen hier weit vortheilhafter sind als wir sie in der Schweiz nie hätten wün-

<sup>41</sup> *Schweizerbote*, Nr. 13, 30. 3. 1815.

<sup>42</sup> a. a. O., Nr. 15, 13. 4. 1804 ff.



schen dürfen, daher ich die so weite Reise nie bereuen werde, obwohl mich dieselbe wie leicht zu erachten, mit einer so zahlreichen Familie wie ich hatte sehr viel gekostet hat, so gestehe ich doch aufrichtig, daß wenn man mir schon das Reisegeld wieder zurück und noch das halbe S . . g (Ort seiner alten Heymath) darzu geben würde, ich keineswegs gesonnen wäre, mein nunmehriges Wohnort dagegen zu vertauschen.»<sup>43</sup>

Ein im folgenden Jahr gedruckter Brief vom selben Ort, vermutlich auch vom selben Verfasser, lautete unverändert optimistisch:

«In dieser Landschaft wächst Waizen, wo man 4 bis 5 Jahre auf dem gleichen Lande haben kann, und immer schöner wird und gerathet. Es giebt auch viel Welschkorn, wo der Boden zu fett ist, daß man keinen Waizen darinn haben kann, bis das Land ein wenig ausgeraubt ist. Auch giebt es Haber, Hanf, Flachs, Reis, Taback, auch wird am Frühjahr viel Zucker gekocht von dem Saft aus Zuckerbäumen . . . Die Leute sind sehr freundschaftlich und liebeich. Man wohnt aber nicht so nahe bey einander, wie bey euch, und plaget einander nicht so oft; freylich hat es auch schlechte Leute, wie in der ganzen Welt; aber von Diebstählen hört man nicht viel, und Bettler giebt es gar keine.

Ich heiße wohl niemanden kommen, aber doch wünschte ich, daß die armen Leute, so bey euch sind und nichts mehr zu verdienen haben, hier wären; wo sie, wenn sie gesund sind und arbeiten wollen, sich reichlich ernähren können, wenn sie schon für ihre Fracht ein Paar Jahre dienen müssen.

Ein Knecht hat in einem Monat 10–12 Thlr.; eine Magd 5–6 Thlr.; ein Tagelöhner in einem Tag ½ Thlr. nebst guter Kost.»<sup>44</sup>

Die auffallende Hervorhebung der guten Erfahrungen mit den auf der Reise und in Amerika angetroffenen Menschen darf sicher als Reaktion verstanden werden auf übertriebene Gerüchte von den Betrügereien der Transportunternehmer und der rücksichtslosen Profitgier der Amerikaner.

Solche Warnungen, wie etwa ein Artikel «Weiße Sklaven in Amerika», der das System des «indentured service» in den düstersten Farben beschrieb<sup>45</sup>, verdienen gewiß ebensogut einige Skepsis wie die etwas überschwenglichen Briefe aus Ohio.

Der erste Kommentar zum Beginn einer neuen Auswanderungsbewegung in Basel, im Frühjahr 1816, lautete sehr skeptisch:

«Die Auswanderungssucht nach Amerika hat sich neuerdings wieder in hiesigem Kanton vieler Gemüther bemächtigt. Da spricht man vom wohlfeilen Land und Leben in Amerika (wohlfeil ist es, weil es wenig einbringt); von den goldenen Bergen daselbst (die aber den armen Baseler Auswanderern nicht gehören, sondern nur Leuten mit goldenen Händen); vom Glück, daß den Muthigen begleitet, und man müsse etwas

<sup>43</sup> a. a. O., Nr. 43, 26. 10. 1804. Bei dem Wohnort könnte es sich um Seltisberg handeln.

<sup>44</sup> a. a. O., Nr. 39, 27. 9. 1805.

<sup>45</sup> a. a. O., Nrn. 43/44, 24./31. 10. 1806. Zum Redemptioner-System siehe unten S. 41 f.

wagen (wie in der Lotterie, wo zwanzig Mann ihr Geld verlottern, wenn einer gewinnen soll); von Briefen, die aus Amerika gekommen sind, und nichts als Gutes sagen (weil die Hingewanderten klug genug sind, sich nicht von den Zurückgebliebenen auslachen zu wollen (sic!), daß sie jetzt schlimmer sitzen, als im Kanton Basel), .. Adieu, ihr Narren! Ihr habt zuviel Geld; bringt es an den Mann. Denn bloß für das, was ihr auf der Reise ausgegeben müßet, kauft sich der Gescheute hier zu Lande ein Stück Feld, das ihn nährt.»<sup>46</sup>

Wirksamer wohl, wenn auch nicht unbedingt objektiver, als solche offensichtlich auf Vorurteil beruhende Tiraden, waren die Mahnungen selber Enttäuschter:

«Es wird sich Mancher betrogen finden; es ist Alles theuer. Die Buschel Weizen, 60 Pfund schwer, kostet 2½ Thaler; Fleisch und Butter ist theuer, und einen Rock zu machen kostet 3½ Thaler. Es wird mancher von diesen neu ankommenden Leuten seufzen. Mancher wünscht sich gewiß wieder zurück, von wannen er gekommen ist. Die Zeit hat sich verändert. Der Geldmangel ist groß, so daß man lange warten muß, bis man ein Stück Silber in die Hände bekommt. Alles wird mit Papier bezahlt. Betrug und List, Hochmuth und alle Üppigkeit gehen im höchsten Grad. Die Redlichkeit und Treue gegen einander sind in tiefer Trauer; die Leute dürfen und können Alles thun. Es ist keine Gottesfurcht mehr unter den Menschen; ich glaube gewiß, daß bald Krieg ausbrechen wird. Viele Leute glauben, wenn sie in dies Land kommen, sie finden alles Gute; aber das, was sie nicht wollen, finden sie gewiß auch. Ich habe es so gefunden. Das Land ist so theuer, daß fast kein Deutschländer etwas kaufen kann. Ich für meine Person hoffe nicht mein Leben in diesem Lande zu enden.»<sup>47</sup>

Solche Berichte zeigen allerdings, wie niederdrückend die Lage eines gescheiterten Auswanderers in der fremden, ihm nur noch feindlich erscheinenden Umgebung sein konnte.

Als Zeugnisse für die objektiven Erfolgsaussichten müssen sie immer mit gemäßigteren oder gegensätzlichen Äußerungen kontrastiert werden:

«Ich muß Euch melden, daß meine Kinder jetzt alle gut aufwachsen ... Ich kann Gottlob bis dahin gut fortkommen, und hab in diesem Lande noch keine Schulden gemacht; ... Wir genießen alle Tage Butter und Fleisch, und wenn man etwas zu verkaufen hat, so ist der Markt gut in Philadelphia, man kann es alle Tage gut anbringen.

Ein Tagelöhner bekommt des Tages 1 Thaler, ist es aber zum Beispiel beim Schneiden oder Mähen, so bekommt er anderthalb Thl., er muß sich aber die Kost selber anschaffen.»<sup>48</sup>

Noch optimistischer gibt sich ein weiterer Autor:

«Es ist in diesem Lande Niemand glücklicher als die Bauern. Jeder arbeitsame und fleißige Mann lebt im Wohlstande. Der gemeine Arbeiter auf dem Lande verdient,

<sup>46</sup> a. a. O., Nr. 5, 1. 2. 1816.

<sup>47</sup> a. a. O., Nr. 2, 9. 1. 1817.

<sup>48</sup> a. a. O., Nr. 4, 23. 1. 1817.



Sommers und Winters, jeden Tag seinen Thaler. Es wäre zu wünschen, daß die Regierung von Glarus von den vielen armen und unglücklichen Bewohnern des Kantons solche, die sich dazu verstehen würden, in ihren Kosten nach Amerika reisen ließe. ... Handwerker haben hier ein weit besseres Auskommen, als in Europa; am glücklichsten sind jedoch Landleute, die ihre Herreise bestreiten können, nach der neuen Schweiz oder noch weiter gehen und sich dort unbebautes Land kaufen ... Wenn solche Leute arbeitsam sind, können sie sich in wenigen Jahren in sehr gutem Stand befinden.»<sup>49</sup>

Mochten solche Briefe die Neigung zur Auswanderung fördern oder dämpfen, so waren dem bereits Entschlossenen die Reiseberichte nützlich, welche über den Weg nach Amerika Auskunft gaben und auch Ratschläge für die günstigste Organisation der Reise erteilten.

Wohlfeile und leicht verständliche Bücher und Broschüren über die Auswanderungsfrage und die amerikanischen Verhältnisse waren vor 1816 wohl noch recht selten.

Bekannte und oft zitierte Werke wie Michaux' Reisebeschreibung oder Bridels Bericht über die neuen Ansiedlungen in Kentucky und dem Gennessee-Tal wandten sich doch schon an ein etwas gehobenes Publikum<sup>50</sup>.

Als Beispiel für die populäre Literatur mag hier die Broschüre *Briefe aus Amerika von einem Basler Landmann an seine Freunde in der Schweiz* dienen, die zuerst ebenfalls in Fortsetzungen im *Schweizerboten*, 1806 dann als Büchlein in Aarau und Basel erschien<sup>51</sup>. Die kleine Schrift gehört zu den besseren Vertretern ihrer Gattung, entwirft sie doch ein im ganzen sachlich anmutendes Bild der Lebensbedingungen in den USA, vor allem in Pennsylvania. Der Autor gibt einen kurzen Überblick über Topographie, Klima, Flora und Fauna; berichtet über den Stand der Viehzucht und des Ackerbaus sowie über die Bodenschätze und charakterisiert auch die Bevölkerung des Landes, wobei er den guten Ruf der deutschen Siedler hervorhebt. Politische und religiöse Verhältnisse werden wie das Schulwesen kurz behandelt. Mehrere Erlebnisberichte vermitteln Ratschläge für die Organisation der Reise und die erste An-

<sup>49</sup> a. a. O., Nr. 43, 23. 10. 1817.

<sup>50</sup> LOUIS BRIDEL, *Le Pour et le Contre ou Avis à ceux qui se proposent de passer dans les Etats-Unis d'Amérique*, Paris/Basel 1803; F. A. MICHAUX, *Reise in das Innere der Nordamerikanischen Freistaaten*, Weimar 1805.

<sup>51</sup> Während die Broschüre anonym erschien, wurde im *Schweizerboten* ein gewisser Heinrich Hofer aus dem Kanton Basel als Verfasser bezeichnet. *Schweizerbote* Nr. 8, 22. 2. 1805, ff.

siedlung, einige Angaben über Bodenpreise u.ä. Obwohl übertriebene Lobeshymnen vermieden werden, entsteht ein recht positives Bild vom Leben der eingewanderten Europäer. Mit ihrem sachlichen Stil dürften gerade solche gemäßigten Schriften mehr Vertrauen gefunden haben, als krasse Werbebroschüren oder allzu pessimistische Warnungen. Ein Beispiel für die letztere Kategorie ist die Schrift des Baselbieter Pfarrers Markus Lutz: *Über das Auswandern nach Amerika aus dem Kanton Basel*<sup>52</sup>. Seinen Warnungen fehlt zu offensichtlich der Hintergrund eigener Erfahrung, und wenn er gar die Gründe für die Auswanderungen als nicht stichhaltig bezeichnet, so dürfte dies in den Hungerjahren wenig überzeugt haben.

Obwohl an Schriften wenig erhalten ist, besitzen wir doch Indizien dafür, daß die Werbung mit Broschüren schon in diesen Jahren eine gewisse Rolle spielte. So bezeugten mehrere Auswanderer aus Gebenstorf, daß Druckschriften sie in ihrem Entschluß bestärkt hätten, und die Direktion des Innern erwähnte in einem Kreisschreiben zur Auswanderungsfrage ausdrücklich die Möglichkeit der Verführung «vermittelst herumgebotener Druckschriften».<sup>53</sup>

Trotzdem möchte man annehmen, daß eine weit größere Bedeutung den schriftlichen und mündlichen Mitteilungen von ausgewanderten oder zur Auswanderung entschlossenen Freunden und Verwandten zukam. Am besten wird dies aus einem Beispiel ersichtlich<sup>54</sup>.

Im Jahre 1812 war Bernhard Steiner, ein Schreiner von Schafisheim, nach Amerika ausgewandert. Dort hatte er sich auf den Handel mit Uhren und Spieldosen verlegt und damit ein kleines Vermögen erworben. Schon 1814 und 1815 war er für kurze Zeit in die Schweiz zurückgekehrt, um im Jura Waren einzukaufen, und auf den Herbst 1816 kündigte er erneut seinen Besuch an. Seine Briefe sprachen in hohen Tönen von den Verhältnissen in Amerika und ermunterten alle Verwandten und Freunde, ebenfalls dorthin zu kommen.

«... es ist das beste Land in der Welt ich wolte wünschen daß alle meine lieben Schwestern und Schwägern und andern guten Freunde sich in diesem Lande sehen ließen. Die Abgaben sind so klein daß es nicht der werth ist zu sagen. Jedermann ist

<sup>52</sup> Erschienen in Basel 1816.

<sup>53</sup> StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817.

<sup>54</sup> Quellen zur folgenden Episode finden sich in StAAG, IA Nr. 5, 1814–1821, Faszikel 11. Dargestellt wurde sie neuerdings von GOTTLIEB MEYER, «Lenzburg» im Staate Illinois (USA), in *Lenzburger Neujahrsblätter* 1969.

frey und kann treiben handeln schalten und walten nach seinem belieben. Die Menschen in diesem Lande sind Gottesfürchtig friedsam, lassen Jedermann befohlen seyn. In diesem Lande sind gute Geseze und Obrigkeit welche die Unterthanen selbst erwehlen und absetzen wenn sie wollen. Sie können keinen Krieg machen ohne die Unterthanen seyen zufrieden, können keinen Menschen machen die Waffen zu tragen und Soldat zu sein. Sie thun Niemand strafen am Leben in diesem Lande braucht niemand sein Brodt zu Betteln, dann jeder hat zu leben, wer arbeiten will wird gut bezahlt aber die Amerikaner sind hier faule Leute, sie lasen das Land ungebaut, nehmen was kommt. Sie lassen das Vieh das ganze Jahr drussen Sommer und Winter. Es hatte Kantöne wo das Land so fett ist daß es niemand braucht zu mesten und sehr viel Früchte bringt, das Obst ins gemein gerathet sehr gut. ... Von Hagelwetter weis niemand nichts in diesem Lande. Man hat auch keine Schelmen und Diebe zu befürchten, man läßt Thüre und Thor offen. Im Sommer ist es sehr warm aber doch wohl auszustehen. Die luft ist gesund es regieren wenig Krankheiten in diesem Lande.

... Das Volk oder Einwohner sind braf, Gottesfürchtig, Liegen und Betriegen ist nicht so gemein als in Europa. Der Sontag wird heilig gefeiret, alle Läden Wirtshäuser zugeschlossen, kein Gewerb darf gar nicht getrieben werden gehen dreimal in die Kirche jedes mal 2 Stund. ... Die Leute sind außerordentlich still, machen keinen Lermen, in den größten Städten ist es Tag und Nacht ganz still.

Sind sehr friedsam lieben kein Streit, sind sehr gute Nachbauren und sind gar nicht miß günstig, im Gegenteil haben Freud wenn ein Fremder gut voran kommt. Aber von Mitleiden wissen sie nicht viel, weil sie keine Erfahrung von Mangel haben. Sie leben ohne Kummer ohne Sorgen, der Ärmste Mann lebt gut ohne Häuslichkeit, und wenn er nur hat von einem Tag zum andern der allergemeinste Tagelöhner hat 35 bis 40 Bazen Taglohn.»

**Vielleicht der wichtigste Teil in Steiners Briefen war seine Einladung an die Empfänger:**

«Ich habe ein ordentliches Vermögen, von welchem ich ein Theil auf Land legen will, wo es niemals kann verloren werden. Und dann wann es möglich ist so komme ich in 2 oder 3 Monaten nach Europa zum leztenmal, um etliche brafe Familien mit hinüber zu nehmen die den Landbau gut verstehen. ... Wenn Ihr die einen oder die andern Lust mit mir zu kommen, so werde ich sicher Euch helfen als Euer getreuer Bruder, und die wo etwas Mittel haben, will ich machen damit zu gewinnen, und die nicht genug haben, kan ich etwas zusezen.»<sup>55</sup>

Auf diese Lockungen hin entschloß sich eine ganze Reihe von Bürgern von Schafisheim zur Auswanderung. Aber die Wirkung reichte weit über Steiners Heimatort hinaus; in Abschriften zirkulierten seine Briefe auch im Bezirk Brugg, dessen Oberamtman eine Kopie an die Regierung sandte. Die Verwandten Steiners wurden darauf ermahnt, die «Werbung» einzustellen<sup>56</sup>.

<sup>55</sup> Der Brief datiert vom 28.7.1816, Steiners Heimkehr fiel also gerade in die Zeit der anlaufenden Auswanderungswelle.

Auch aus dem Baselbiet ist überliefert, daß Abschriften von günstig lautenden Briefen viele zur Auswanderung anregten<sup>57</sup>. Wo kein vorübergehend Heimgekehrter als Reiseführer dienen konnte, wandten sich vorsichtige Auswanderer gern an Landsleute, die schon über Reiseerfahrung oder doch über nützliche Verbindungen verfügten. So antwortete der Zofinger Wasenmeister Huber, als man ihm Anwerbung von Auswanderern vorwarf, er treibe keinerlei Werbung, ja, er habe schon manchem von der Auswanderung abgeraten. Seit aber bekannt sei, daß er selbst nach Amerika ziehen wolle und mit Amsterdamer Handelshäusern in Verbindung stehe, kämen selbst aus andern Kantonen Leute zu ihm, um sich ihm anzuschließen oder wenigstens seinen Rat zu holen<sup>58</sup>.

Auf ähnliche Weise dürfte es zur Bildung sogenannter Auswanderungsvereine gekommen sein, von denen noch eingehender zu sprechen sein wird.

Zusammenfassend darf man sagen, daß es bereits um 1816 auch dem einfachen Bürger möglich war, sich einigermaßen zuverlässig über die Verhältnisse in Amerika, die Wege und Reisemöglichkeiten dorthin zu unterrichten. Wenn auch das gedruckte Informationsmaterial noch relativ spärlich war, so ist doch zu bedenken, daß Mitteilungen von allgemeinem Interesse weit über den kleinen Abonnementkreis einer Zeitung oder die Käuferschaft eines Buches hinausdrangen. Von der breiten Wirkung privater Nachrichten haben wir gesprochen.

Die Mehrheit der Auswanderer hatte also schon recht konkrete Vorstellungen davon, was sie auf der Reise und in Amerika erwartete. Allerdings waren wohl manche etwas zu optimistisch; vor allem aber führte das ungewohnte Ausmaß der eigentlichen Auswanderungswelle zu neuen Problemen, insbesondere im Transportwesen, das sich vor bisher unerhörte Aufgaben gestellt sah.

<sup>56</sup> Die Kommission des Innern beantragte am 4.11.1816 die Konfiskation der Briefe, StAAG, a. a. O. Ob dafür eine allgemein skeptische Haltung gegenüber der Auswanderung maßgebend war oder bereits konkrete Befürchtungen über Schwierigkeiten im Transportwesen, ist nicht sicher. Daß allein polizeiliche Willkür und der Zorn über das von Steiner gezeichnete Bild eines freiheitlichen Staates die Intervention veranlaßt hätten, wie dies Meyer annimmt, scheint kaum haltbar angesichts der übrigen Stellungnahmen der Behörden. Siehe dazu unten S. 44 ff.

<sup>57</sup> Siehe unten S. 43 f.

<sup>58</sup> StAAG, a. a. O.

### 3. Das Transportwesen

Ein Blick auf das Transportwesen zeigt anschaulich, wie neu das Phänomen einer spontanen Massenauswanderung vom europäischen Kontinent zu Beginn des 19. Jahrhunderts war. Im Gegensatz zur gut eingespielten Organisation späterer Jahre erweckt es noch den Eindruck weitgehender Improvisation, denn solange Reisen das Privileg einer kleinen Oberschicht waren, spielte der geschäftsmäßige Transport von Passagieren kaum eine Rolle. Die immer noch recht riskanten Seefahrten wurden ohnehin nach Möglichkeit vermieden, so daß eine eigentliche Passagierschiffahrt überhaupt nicht existierte. Die meisten Frachtsegler hatten neben den Unterkünften für Mannschaft und Offiziere nur eine kleine Kajüte für höchstens ein Dutzend zahlende Fahrgäste.

Aber auch zu Lande konnten nur die Unternehmer für Frachttransporte die völlig neue Aufgabe lösen, Tausende von Menschen möglichst billig über weite Strecken zu befördern. So hielt sich die Auswanderung ganz an die Routen und die Transportmittel, die bisher dem Güterverkehr gedient hatten.

Der einfachste und billigste Weg zum Meer war für Schweizer und Süddeutsche der Rhein. Wohl deshalb dienten vor allem die niederländischen Häfen, besonders Amsterdam, der ersten Massenauswanderung als Einschiffungsplätze. Die Basler Rheinschiffer scheinen die Möglichkeiten des neuen Geschäfts schnell erkannt zu haben. Schon im Juni 1816 berichteten die Zeitungen von einem neuen zweistöckigen Schiff, das speziell für den Auswanderertransport gebaut worden und mit 300 Schweizern nach Amsterdam unterwegs sei. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Rheinschiffer sogar eine gewisse Propaganda für die Auswanderung betrieben<sup>59</sup>.

Unter normalen Bedingungen konnte in etwa 14 Tagen von Basel aus Amsterdam erreicht werden.

<sup>59</sup> Über die Transporte auf dem Rhein z. B. *Schweizerbote*, Nr. 24, 13. 6. 1816; *Der Erzähler*, 1816, passim. Die Basler Regierung teilte dem badischen Bezirksamt Hornberg auf eine Anfrage mit: «... daß hochdenselben von einem Commissaire dahier, der die Auswanderungen nach Amerika leiten soll, nicht das mindeste bekannt sey, daß aber der hiesige Schiffermeister Frei dergleichen Transporte übernehmen, an welchen man sich rücksichtlich der Conditionen und der Fahrt selbst zu wenden habe.» StABS, Auswanderung A, 1801–1818.



Relativ häufige Gelegenheiten zur Atlantikpassage ergaben sich durch den besonderen Charakter des europäisch-amerikanischen Warenaustausches. Dem Import amerikanischer Rohmaterialien, vor allem bedeutender Mengen von Baumwolle, standen eher geringe Exporte von weit weniger voluminösen Industrie- und Manufakturprodukten gegenüber. Deshalb waren Schiffseigner und Kapitäne meist gern bereit, Passagiere als «Rückfracht» mitzunehmen. Plätze auf den Schiffen konnten schon von der Schweiz aus durch die Beziehungen von Handelshäusern reserviert werden; so empfahlen sich die Gebrüder Otto in Basel sogar in der Presse zur Vermittlung durch die Amsterdamer Maklerfirma Zwißler & Co.<sup>60</sup>. Die meisten Auswanderer scheinen aber die Reise bis zur Hafenstadt aufs Geratewohl unternommen zu haben, um dann dort eine Passagegelegenheit zu suchen. Die große Gefahr bei diesem Vorgehen bestand darin, daß es bei starkem Andrang Wochen dauern konnte, bis sich eine Möglichkeit zur Fahrt bot. Die meisten Auswanderer aber verfügten nicht über die Mittel, um sich lange in den teuren Hafenstädten aufzuhalten und gerieten in eine überaus bedrängte Lage. Wir werden auf diese Schicksale noch ausführlich zu sprechen kommen.

War ein geeignetes Fahrzeug gefunden, so wurde mit dem Kapitän ein Reisevertrag geschlossen, meist für eine größere Gesellschaft gemeinsam. Als Beispiel mag hier ein Akkord dienen, den die Kanzlei des Kantons Basel 1816 zur Warnung für Auswanderungslustige publizierte<sup>61</sup>.

Zum Preis von 170 Gulden für die erwachsene Person (Kinder von 4 bis 14 Jahren zahlten die Hälfte) übernahm der Kapitän die Beförderung von Amsterdam nach Philadelphia und die Lieferung der Lebensmittel auf See. Die Passagiere verpflichteten sich zu gutem Verhalten auf der Reise und Gehorsam gegenüber allen Anordnungen des Kapitäns.

Was wurde nun aber für diese ansehnliche Summe geboten? Die Unterkunft auf den Schiffen war äußerst primitiv. Gewöhnlich handelte es sich um Lastsegler von etwa 300 bis 400 Bruttoregistertonnen, also um ziemlich kleine Fahrzeuge<sup>62</sup>. Die wenigen Kajütenplätze waren für den

<sup>60</sup> *Schweizerbote*, Nr. 31/32, 1./8. 7. 1816.

<sup>61</sup> StABS, a. a. O.

<sup>62</sup> Die genauen Maße eines allerdings kleinen Schiffes gibt z. B. LUDWIG GALL, *Meine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten*, usw., Trier 1822, S. 93 f. Der betreffende Segler war bei 246 Tonnen Rauminhalt 92 Fuß lang und 24 Fuß breit (etwa 29 × 7½ m).

durchschnittlichen Auswanderer zu teuer. Für die Massentransporte diente das Zwischendeck, ein durch einen Bretterboden abgeteilter Raum zwischen dem Hauptdeck und dem eigentlichen Schiffsraum. Die Höhe dieses Zwischendecks betrug bestenfalls etwa 2 Meter, meist aber nur 1,60 bis 1,80 Meter oder noch weniger. Die Fläche wurde so gründlich ausgenützt, daß zwischen den zweistöckig angeordneten Lagern und dem Gepäck der Auswanderer kaum noch Platz zur Bewegung blieb. Als ungewöhnlich bequem wird in einem Bericht von 1819 die Belegung eines 68 auf 24 Fuß (rund 21 auf 7½ Meter) großen Zwischendecks mit 110 Passagieren bezeichnet. Der Verfasser vergleicht damit die Verhältnisse auf holländischen Schiffen 1817, wo in Räumen von 24 bis 31 auf 6 bis 8½ Meter und nur 1½ Meter Höhe 400 bis 500 Personen zusammengedrängt worden seien<sup>63</sup>.

Belüftet wurde das Zwischendeck nur durch die Einstiegsöffnungen und einige kleine Luftlöcher. Bei starkem Seegang allerdings mußten alle Luken geschlossen bleiben, unter Umständen für mehrere Tage.

Kaum besser als das Logis war die Kost. Auf dem Papier sahen die Rationen nicht allzu übel aus, etwa in dem erwähnten Vertrag, der folgenden Speisezettel enthielt:

«Sonntags, ein Pfund Rindfleisch mit Gersten, 2 Suppen für 5 Frachten.

Montags, ein Pfund Mehl, und ein Pfund Butter für die ganze Woche.

Dienstags, ein halb Pf. Speck mit Erbsen gekocht, 3 Suppen für 5 Frachten

Mittwochs, ein Pfund Mehl.

Donnerstags, ein Pf. Rindfleisch mit Erdäpfel. Ein Viertel Faß für 5 Frachten.

Freytags, ein halb Pfund Reis.

Samstags, ein halb Pf. Speck mit Erbsen, drey Suppen für 5 Frachten; ein Pfund Käs und 6 Pfund Brot für die ganze Woche.

Ein Maas Bier und ein Maas Wasser per Tag. Da das Bier sauer wird, und für die Gesundheit der Passagiere äußerst schädlich ist, so wird nur für einen Theil der Reise Bier mitgenommen, und wenn dieses aus ist, doppelt Portion Wasser gereicht.»<sup>64</sup>

Häufig wurden diese Lebensmittel aber in höchst minderwertiger Qualität geliefert, noch öfter verdarben sie im Lauf der Reise. Vor allem das Trinkwasser war oft gegen Ende der Überfahrt kaum mehr genießbar. Verzögerte sich die Ankunft durch ungünstige Winde oder Unglücksfälle, so wurde der Proviant oft genug knapp und mußte rationiert

<sup>63</sup> Gall, a. a. O., S. 97 und S. 15/16.

<sup>64</sup> Siehe Anmerkung 62. Als eine Fracht galt ein erwachsener Passagier oder zwei Kinder, die zu halbem Preis fuhren.



werden. Auf den meisten Schiffen mußten die Passagiere ihre Mahlzeiten auf Deck in einer viel zu kleinen Küche selber zubereiten.

Die Behandlung durch Kapitän und Mannschaften war naturgemäß von Schiff zu Schiff verschieden. Wir finden sowohl rühmende Berichte über die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Seeleute als auch Klagen über Schikanen und Brutalität.

Auch im günstigsten Falle, wenn die Seereise nur 22 bis 28 Tage dauerte, war sie für einen Binnenländer kein reines Vergnügen. Weit häufiger währte die Überfahrt 40 bis 50 Tage, sie konnte sich aber bei widrigen Verhältnissen auch auf 3 Monate verlängern.

Besonders Kinder wurden dann häufig Opfer der einseitigen und ungenügenden Ernährung, und auch Erwachsene erlagen, so geschwächt, leicht geringfügigen Krankheiten. Verheerend wirkten sich auf dem engen Raume Epidemien aus. Nicht selten verbrachten Auswanderer ihre Wartezeit an Land in provisorischen Lagern unter höchst ungünstigen sanitärischen Verhältnissen und brachten ansteckende Krankheiten von dort auf die Schiffe. Unter den Bedingungen des Zwischendecks mußten sich solche Seuchen unweigerlich ausbreiten; besonders der Typhus forderte zahlreiche Opfer.

Die erwähnten Gefahren und Mißstände: Wartefristen im Hafen, Überladung der Schiffe, ungenügende und schlechte Verpflegung, hielten sich wohl zu normalen Zeiten in einem erträglichen Rahmen. So hatten es offenbar die Behörden der meisten seefahrenden Nationen bis zu dieser Zeit nicht für nötig gehalten, den Personentransport auf Frachtschiffen irgendwie zu regeln<sup>65</sup>. Durch den Ansturm einer bisher unerhörten Masse von Auswanderern steigerten sich die Mißstände zu katastrophalen Ausmaßen, und jetzt drängte sich auch die Notwendigkeit behördlicher Maßnahmen auf. Erst die Leiden der Auswanderer von 1816/17 führten zu Versuchen, das Transportwesen zu organisieren und zu überwachen.

Die strengeren Transportgesetze bedeuteten auch das Ende der Passagierbeförderung auf Kredit, die noch 1816/17 eine nicht unbedeutende Rolle spielte. In der Kolonialzeit hatten sich britische Landarbeiter

<sup>65</sup> In England hatte allerdings eine Passenger Act von 1803 bereits die Zahl der auf Emigrantenschiffen zugelassenen Fahrgäste beschränkt. Die amerikanische Passenger Act von 1819, welche diese Zahl auf eine Person je Tonne Wasserverdrängung festlegte, war ihrerseits erst eine Konsequenz der schlechten Erfahrung während der großen Auswanderungswelle.

häufig schon in der Heimat zur Arbeit bei einem bestimmten Grundbesitzer verpflichtet, der ihnen dafür die Reisekosten vorschob. Dieses System des «indentured service» hatte für die kontinentale Auswanderung nie besondere Bedeutung erlangt, wohl aber das davon abgeleitete des «redemptioning». Auswanderer wurden auf Kredit befördert, versprachen aber schriftlich die Bezahlung der Passage nach der Ankunft. In Amerika durften sie das Schiff oder wenigstens die Hafenstadt erst verlassen, wenn ein Arbeitgeber ihre Schuld beglich, die sie dann in einer festgesetzten Dienstzeit abzuleisten hatten. Die Reise auf Kredit war natürlich etwas teurer; nach dem erwähnten Vertrag kostete sie z.B. 190 Gulden gegenüber 170 bei Barzahlung.

Vom Schicksal der Redemptioners gelangten oft wahre Greuelmeldungen nach Europa; man sprach vom «Verkauf» mittelloser Ankömmlinge und von «weißen Sklaven». In Wirklichkeit wurden die Verdingten wohl nur in Ausnahmefällen schlecht behandelt. Wenn sie nicht geradezu in die Familie ihres Dienstherrn aufgenommen wurden, so konnten sie doch die nötige Erfahrung und oft auch das nötige Kapital erwerben, um sich nach Ablauf der Dienstzeit bald selbständig zu machen. Die Dauer der Verpflichtung war unterschiedlich; sie dürfte für Erwachsene in der Regel etwa drei bis fünf Jahre betragen haben; Jugendliche wurden gewöhnlich mit erreichter Volljährigkeit unabhängig<sup>66</sup>. Größere Familien allerdings konnten selten bei einem einzigen Arbeitgeber unterkommen, was eine längere Trennung bedingte.

Als neue Gesetze die Zahl der Passagiere auf den Schiffen stark einschränkten, wurde der Transport von Redemptioners unwirtschaftlich. Aber schon 1817 waren bei weitem nicht mehr alle Makler bereit, auf Barzahlung zu verzichten; die meisten verlangten wenigstens eine größere Anzahlung. In der Schweiz herrschte aber offenbar noch in weiten Kreisen der Glaube, daß jederzeit Plätze auf Kredit zu bekommen seien, was nicht wenig dazu beitrug, auch Mittellose zur Auswanderung anzuregen.

<sup>66</sup> Die Angaben, die sich z.B. in den publizierten Briefen finden, weichen sehr stark voneinander ab. Für einige konkrete Fälle siehe unten S. 69 ff. Im übrigen ist für diesen Problemkreis das Buch von ABBOT E. SMITH, *Colonists in Bondage*, Chapel Hill 1947, maßgebend, das allerdings nur die Kolonialzeit behandelt und sich vorwiegend mit dem «indentured service» befaßt.

## 4. Die Auswanderung 1816/17

### *Die Vorhut: Frühjahr und Sommer 1816*

Den ersten Hinweis auf eine Auswanderung im Jahre 1816 finden wir im *Hochobrigkeitlich privilegierten Aargauischen Intelligenz-Blatt*. Es ist ein am 31. Januar ergangener Schuldenruf für den Krämer Heinrich Amsler von Densbüren, der gesinnt sei, im März mit seiner Familie nach Amerika zu reisen<sup>67</sup>. Weitere Schuldenrufe folgen am 12. Februar und am 11. März. Vom 8. März datiert der erste Hinweis in den Akten des Staatsarchivs: der Kleine Rat genehmigt einem Bürger von Thalheim den Verkauf seiner Güter zwecks Auswanderung<sup>68</sup>. Am 12. März schreibt der Oberamtmann von Rheinfelden an die Regierung:

«Ermuntert durch Wort und That einiger Bürger aus dem Kanton Basel entschlossen sich aus dem Bezirke Rheinfelden nach den Vereinigten Staaten in Amerika auszuwandern ... (es folgt eine Liste von 4 Bürgern)»<sup>69</sup>

Als nächster meldet sich der Amtmann von Laufenburg; er teilt das Gesuch des Joseph Bürgin von Hornußen um Auswanderungsgenehmigung mit und bemerkt skeptisch:

«Auch bey meinen Amtsangehörigen fängt die Sucht nach Amerika zu wandern einzureißen an, sie suchen dort (die meisten wenigst) das Eldorado, was ihnen die Arbeit ihrer Hände im guten Schweizerischen Vaterlande wohl geben würde, und sehen sich dann am Ziele ihrer Laufbahn in Noth und Elend versetzt, gezwungen mit Weib und Kind dem Amerikaner Sklavendienst zu thun.»<sup>70</sup>

Der Rheinfelder Amtmann hatte wohl mit Recht den Ursprung der Bewegung im Baselbiet gesucht, denn schon im Januar, noch vor dem Bekanntwerden vereinzelter Auswanderungspläne im Aargau, hatte die Basler Regierung die Statthalter der Landbezirke nach den Ursachen der auffallend vermehrten Amerikaauswanderung gefragt<sup>71</sup>. Die Beamten wiesen einerseits auf die ökonomischen Verhältnisse hin, die vor allem ärmere Leute den Ausweg nach Amerika suchen ließen; eine

<sup>67</sup> *Intelligenzblatt*, Nr. 5, 1816.

<sup>68</sup> StAAG, KIRP, 18. 3. 1816.

<sup>69</sup> StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817, 12. 3. 1816.

<sup>70</sup> a. a. O., 26. 4.

<sup>71</sup> Bürgermeister und Rat von Basel an die Statthalter der Landbezirke, 10. 1. 1816, StABS, a. a. O.

mindestens ebenso wichtige Ursache sahen sie jedoch in der Verbreitung günstiger Nachrichten von den 1803 bis 1806 ausgewanderten Landsleuten.

So schrieb der Pfarrer von Ormalingen in einem Bericht an den Statthalter in Sissach:

«Bereits wird ihnen bekannt seyn; daß gegen Ende vorigen Sommers, eine ganze Parthie Briefe, aus America, von ehemals dorthin Ausgewanderten Angehörigen unseres Kantons, an ihre Freunde und Verwandte gelangten, von welchen mehrere sehr günstig lauteten. Unter anderem soll ein Frenkendörfer gemeldet haben: Er wünschte, daß nicht nur seine Anverwandten, sondern alle Bewohner des hiesigen Kantons bey ihm wären, indem er ihnen genug Reume und Nahrung verschaffen könnte etc. Diese und ähnliche reizende Vorspiegelungen, mögen das Auswanderungsfieber, von welchem unsere Leute ohnehin von Zeit zu Zeit ergriffen werden, nun neuerdings sowohl in meinen Gemeindsgenossen, als in den Angehörigen anderer Gemeinden angefacht haben.»<sup>72</sup>

Insgesamt meldeten sich bis Ende Mai 218 Personen aus den Basler Landbezirken zur Auswanderung, mehr als die Hälfte davon aus dem Bezirk Sissach<sup>73</sup>. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Verbreitung der im Baselbiet zirkulierenden Berichte aus Amerika und das direkte Vorbild der dortigen Auswanderergruppen die kleine Welle im benachbarten Bezirk Rheinfelden ausgelöst hat und auch über dessen Grenzen hinaus die Auswanderungsneigung anregte.

Aus den Schreiben der Aargauer Amtmänner läßt sich entnehmen, daß zunächst einige Unsicherheit bestand, wie Auswanderer unter der neuen Verfassung zu behandeln seien. Die Regierung mußte zuerst durch klare Richtlinien für eine einheitliche Praxis sorgen. Am 20. Mai erteilte sie in einem Kreisschreiben an alle Oberämter die nötigen Instruktionen<sup>74</sup>. Prinzipiell wurde die Freizügigkeit betont, wenigstens für Friedenszeiten:

«Es steht, nach den Grundsätzen einer freien Verfassung, jedem Bürger das Recht zu, seine Heimath zu verlassen und sich, nach Belieben in einem andern Lande zu setzen, ohne deshalb sein Land- und Ortsbürgerrecht aufgeben zu müssen. Einzig wenn der Staat die Gegenwart seiner Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes bedarf, leidet dieser Grundsatz so lange eine Ausnahme, bis die Gefahr von dem Lande abgewandt ist.»

Auswanderungspropaganda allerdings sollte nicht geduldet werden:

<sup>72</sup> Pfarrer Faesch an Statthalter Forcart, 16.1.1816, StABS, a. a. O.

<sup>73</sup> StABS, Auswanderung B, Statistik 1817–1920.

<sup>74</sup> StAAG, a. a. O., 20.5.

«Allein auf der andern Seite ist es Pflicht der Regierung für die Wohlfahrt der Kantonsbürger zu sorgen und vorzusehen, daß selbige nicht durch leichtsinnige Versprechungen und falsche Vorspiegelungen zu einer Auswanderung angelockt werden, die nur von traurigen Folgen für sie seyn kann.

Ihr werdet demnach, wenn sich von Euern Amtsangehörigen in dem Falle befinden, Euch sorgfältig erkundigen, wie sie zu ihrem Entschluß verleitet worden, und wenn dieses durch fremden Antrieb, vermittelt herumgebotener Druckschriften oder durch jede andere Art von Anwerbung geschehen seyn sollte, Uns sogleich darüber Bericht erstatten.»

Eine Verordnung gegen eigentliche Anwerbung von Kolonisten durch schönfärberische Broschüren mochte ihre Berechtigung haben<sup>75</sup>; man erhält aber doch den Eindruck, daß die Behörden dazu neigten, alle günstigen Berichte aus Amerika als trügerisch und die meisten Auswanderungen als verfehlt zu betrachten.

Es folgten dann einige Bestimmungen im Interesse der Zurückbleibenden: Hausväter, die ihre Familien zurücklassen wollten, mußten für deren Unterhalt sorgen, damit sie nicht den Gemeinden zur Last fielen; aus dem Muttergut stammendes Vermögen minderjähriger Kinder durfte nur mit besonderer Bewilligung der Regierung abgezogen werden. Dasselbe galt für den Vermögensabzug nach Ländern, die ihrerseits von Schweizern noch Abzugsgeld forderten, was aber die Vereinigten Staaten nicht betraf. Wichtiger als diese einleuchtenden Beschränkungen war die klare Feststellung:

«... wenn das wegziehende Vermögen das freye und unbedingte Eigenthum des Auswandernden ist, so kann ihm die Wegziehung desselben bloß aus Besorgnis künftiger Verarmung nicht verweigert werden, indem kein Gesetz die Gemeinden zu Zurückbehaltung desselben bevollmächtigt.»

Mit diesem Grundsatz wurde den Gemeinden das Recht abgesprochen, sich auf Kosten der Auswanderer abzusichern für den Fall, daß deren Unternehmen mißlingen und sie ohne Mittel heimkehren sollten. Diesem Zweck hatte ja die Praxis gedient, entweder das Vermögen der Abziehenden zurückzuhalten oder von ihnen den Verzicht auf das Bürgerrecht und damit auf die Versorgung im Armutsfalle zu fordern, wie es z. B. in vielen deutschen Staaten bis um die Jahrhundertmitte üblich

<sup>75</sup> Besonders die Werbung für geschlossene Ansiedlungen führte selten zu erfreulichen Resultaten; ein abschreckendes Beispiel war etwa die unten, S. 84 f., erwähnte Kolonie in Kanada.



war<sup>76</sup>. Die aargauische Regierung blieb in diesem Punkt liberalen Grundsätzen treu.

Obwohl somit von seiten des Staates der Auswanderung keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt wurden, scheint sie doch im Sommer 1816 nur im Bezirk Rheinfelden ein ansehnliches Ausmaß erreicht zu haben. Die Meldungen aus andern Bezirken sind äußerst spärlich: drei Familien aus Thalheim und Effingen veröffentlichten Schuldenrufe im Intelligenzblatt; die Oberämter von Zofingen und Zurzach kündigten die Auswanderung je einer Familie aus Kölliken, Schneisingen und Siglistorf an<sup>77</sup>. Das Oberamt Rheinfelden dagegen erteilte in der Zeit vom 1. April bis zum 26. August Pässe für nicht weniger als 134 Personen<sup>78</sup>.

Zwei ledige Männer und eine Familie aus Magden reisten bereits im April, Anfang Mai folgten sieben Familien und zwei einzelne aus den Gemeinden Mumpf, Wallbach, Zeiningen und Zuzgen. Nach einer Pause von mehr als zwei Monaten brachen weitere Gruppen aus Magden, Möhlin und einigen andern Ortschaften auf. Von sechs Familien und sechs einzelnen, die zwischen dem 23. Juli und dem 14. August abreisten, wissen wir, daß sie in Amsterdam nur mit Mühe Schiffsplätze fanden; sie konnten erst am 20. September auf dem Schiff «De Hoop» den Hafen verlassen und verbrauchten bis dahin einen großen Teil ihrer bescheidenen Mittel<sup>79</sup>.

Die meisten Auswanderer dieses Sommers besaßen ohnehin kaum Vermögen. Von den 24 Familien und 15 Alleinstehenden aus dem Bezirk Rheinfelden hatten nur 6 mehr als 1000 Franken mitgenommen; zwei weitere besaßen 500 bzw. 900 Franken, alle übrigen weniger als 500 Franken, zum Teil nur das Reisegeld.

Auffallend ist, daß die Zahl der Familien die der Alleinstehenden deutlich übertraf; die Hälfte der Familien zählte zudem 5 oder mehr Köpfe, auch hatten 14 der Familienoberhäupter das vierzigste Altersjahr bereits überschritten.

<sup>76</sup> WILHELM MÖNCKMEYER, *Die deutsche überseeische Auswanderung*, Diss. Tübingen 1912, S. 228 ff.

<sup>77</sup> *Intelligenzblatt*, Nr. 13, 27. 3. 1816, Nr. 15, 10. 4. StAAG, a. a. O., 5. 7. und 24. 7.

<sup>78</sup> StAAG, a. a. O., Statistik des Oberamts Rheinfelden, 14. 2. 1817.

<sup>79</sup> *J. U. Büchlers Land- und Seereisen nach Nordamerika und Westindien*, usw., Ebnat 1824.

14 der Männer waren Landwirte, 6 Personen wurden als Knechte oder Mägde bezeichnet. Noch etwas größer war die Zahl der Handwerker mit 15, dazu 2 Schiffer, 1 Wundarzt und 1 «Militär».

Daß neben dem gut erfaßbaren Kontingent aus Rheinfeldern auch kleinere Gruppen aus andern Bezirken aufbrachen, ist anzunehmen. Sehr groß können sie jedoch nicht gewesen sein; jedenfalls berichteten selbst die aargauischen Zeitungen zwar über die Auswanderung aus Glarus, Luzern und Basel, übersahen aber die aus dem eigenen Kanton.

Erst im Spätherbst sammelten sich neue Gruppen, vermutlich unter dem Eindruck der Mißernte, deren Folgen jetzt spürbar wurden. Die wichtigsten Kontingente kamen aus Untersiggingen und Würenlingen im Bezirk Baden sowie aus Tegerfelden im Bezirk Zurzach. Über ihre Zusammensetzung wissen wir wenig; sicher ist immerhin, daß es sich wieder vorwiegend um größere Familien handelte. Der Oberamtmann von Baden meldete, der wichtigste Auswanderungsgrund für die 25 Erwachsenen und 35 Kinder aus seinem Bezirk sei die Verachtung der Mitbürger; die Entfernung des Gesindels sei durchaus nicht zu bedauern; daraus läßt sich doch schließen, daß die Auswanderer nicht gerade einer Oberschicht entstammten<sup>80</sup>.

Es wurde den wenig bemittelten Leuten zum Verhängnis, daß sie zu einer höchst ungünstigen Zeit in Holland eintrafen; sie fanden keine Passagegelegenheit, schon gar nicht auf Kredit, wie sie es wohl zum Teil gehofft hatten. Nach wenigen Wochen hatten die Unglücklichen ihre geringen Mittel verbraucht und zogen bettelnd durch die Straßen Amsterdams. Auf das Drängen der niederländischen Behörden nahm sich der schweizerische Konsul Planta ihrer an. Einige kehrten mit seiner Hilfe heim und mußten dann von den Gemeinden unterstützt werden, anderen gelang es, im Laufe des Sommers 1817 doch noch eine Gelegenheit zur Überfahrt zu finden<sup>81</sup>.

Das Schicksal dieser Gruppe veranlaßte die aargauischen Behörden, strengere Kontrollmaßnahmen vorzukehren, denn schon in den letzten Monaten des Jahres 1816 wurde klar, daß die eigentliche Welle erst bevorstand. Im November und Dezember hatten nicht weniger als 43 einzelne und Familienväter Schuldenrufe oder Güterverkäufe im Intelli-

<sup>80</sup> StAAG, a. a. O., Oberamt Baden, 2. 11. 1817.

<sup>81</sup> a. a. O., Bericht Plantas vom 11. 1. 1817.



genzblatt publiziert; das Oberamt Baden meldete die bevorstehende Abreise von 60 Personen; Brugg kündete gar gegen 50 Hausväter mit Familien aus<sup>82</sup>. Selbst aus dem Bezirk Muri traf eine Meldung von Auswanderungsabsichten ein<sup>83</sup>.

### *Der Höhepunkt der Welle; die Auswanderungsvereine*

Im Februar 1817 untersuchte eine Kommission den Stand der Auswanderungspläne zur Information des Kleinen Rates<sup>84</sup>. Sie stellte fest, daß sich zwei große Vereine gebildet hatten, die geschlossen die Reise antreten wollten. Der eine, geführt von Johann Jakob Märk aus Aarau, hatte bereits der Firma Zwißler & Co. eine Anzahlung an die Überfahrtkosten geleistet. Für den andern sollten die Vorsteher, Rudolf Brugger und Heinrich Märki, in Amsterdam selber eine Fahrgelegenheit suchen. Diese Gruppe hatte auch ein festes Ziel im Auge:

«Die Auswanderer gedenken, in Philadelphia zu landen, in dessen Nähe sich die mit dem Landkauf beauftragte Commission befinden soll, und sich nachher in Neu-Lancaster anzusiedeln, wo laut ihrem Vorgeben eine Niederlassung von Schweizern ist.»<sup>85</sup>

#### Bemerkenswert erscheint die Finanzierung der Reise:

«Die Ausgeschossenen verhehlen sich nicht, daß ein großer Theil der Auswanderer außer Stande ist, die Reisekosten zu bestreiten, und scheinen auf dieses Unvermögen zu rechnen, um sich gegen zu entrichtende Vorschüsse des Dienstes derselben für die Zukunft zu versichern.»

Der Zusammenschluß der Auswanderer in größeren Gruppen unter der Leitung erfahrener Männer schien auch der Regierung ein Weg, die schlimmsten Fehler zu verhüten. In einem Kreisschreiben an die Oberämter vom 19. Februar erhob sie zur Vorschrift<sup>86</sup>:

<sup>82</sup> StAAG, IA Nr. 5, 1814–1821, Faszikel 14.

<sup>83</sup> StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817, 18. 1. 1817.

<sup>84</sup> StAAG, a. a. O., Bericht vom 18. 2. 1817.

<sup>85</sup> Es handelte sich zweifellos um New Lancaster, O., in dessen Umgebung sich viele der Baselbieter Auswanderer niedergelassen hatten. Der Hinweis auf eine Kommission könnte so verstanden werden, daß der Verein zur Auswahl und zum Ankauf von Land Abgesandte vorausgeschickt hätte. Es finden sich aber keinerlei weitere Belege für diese Interpretation.

<sup>86</sup> StAAG, a. a. O.

- «1. Es sollen von nun an keine Reisepässe für Amerika anders als für ganze Vereine, die die Reise gemeinschaftlich unternehmen, abgeliefert werden, jedoch so, daß für jede Familie und jedes zu keiner Familie gehörige Individuum, wie bis dahin ein besonderer Reisepaß ausgestellt wird.
2. Jeder Verein hat eine ihm beliebige Anzahl von Vorstehern zu ernennen, welche die Reise-Angelegenheiten desselben zu besorgen haben.»

Noch mehr Sicherheit vor der Rückkehr Verarmter sollten die folgenden Artikel gewähren:

- «3. Die Reisepässe werden nicht eher abgeliefert, bis der Verein, sey es durch annehme-liche Bürgschaft oder durch die Hinterlegung eines Theils des Reisegelds, der Re-gierung hinreichende Sicherheit wird gegeben haben, daß kein Mitglied desselben von der Reise zurückkehre, um dem Staate oder seiner Gemeinde zur Last zu fallen.
4. Diese Versicherung soll wenigst zwey und dreißig Franken auf den Kopf und zwar ohne Unterschied des Alters betragen.»

Erst wenn die Einschiffung erfolgt und bestätigt war, sollten die Ver-treter der Vereine die deponierten Gelder oder die Bürgen ihre Bürg-schaftsscheine wieder erhalten. Die verlangte Summe erscheint gering, betrug sie doch nur einen Bruchteil des üblichen Passagepreises. Wahr-scheinlich überschätzte auch die Regierung noch die Möglichkeit, Schiffs-plätze gegen eine geringe Anzahlung zu bekommen. Konsul Planta er-klärte in einem Schreiben an den Bürgermeister von Basel im April eine Hinterlage von 200 Franken für notwendig, wenn die Einschiffung ga-rantiert werden sollte. Das Depot der Aargauer reiche nur dazu aus, verarmte Auswanderer wieder nach Hause zu schicken.

Immerhin bedeutete diese erste Vorschrift schon einen Fortschritt. Die Depotgelder wurden bei der Staatskanzlei hinterlegt und dem Kon-sul in Amsterdam überwiesen; so bestand eine gewisse Gewähr für sinn-volle Verwendung.

Bereits am 24. Februar sandte das Oberamt Zofingen die Gelder für eine Gesellschaft von 29 Personen unter der Führung von Carl Gysi, wenige Tage später trafen auch Verzeichnisse und Depots der Vereine von Heinrich Märki und Johann Jakob Märk ein. In der ersten März-hälfte formierte sich eine ganze Reihe neuer Gesellschaften, vor allem im Bezirk Rheinfelden; bis Ende März kamen weitere aus den andern Bezirken dazu.

Die folgende Liste soll einen Überblick über diese Vereine geben.

Leiter	Mitglieder	Herkunft
Heinr. und Jak. Märki, Rüfenach Johann Itel, Rohrdorf Rudolf Brugger	444	Alle Bezirke, außer Rheinfelden, vorwiegend Brugg
Johann Jakob Märk, Aarau Adrian Märk, Aarau Carl F. Gysi, Zofingen	117	Bezirke Aarau, Brugg, Zofingen, einige aus Kulm, Baden, Zurzach
Rudolf Fäs, Oberkulm	73	Bezirke Kulm, Aarau, Lenzburg
Hans Jakob Bläuer, Linn	57	Bezirk Brugg, Bözberggebiet
Fridolin Müller, Schupfart	59	Bezirk Rheinfelden, besonders Möhlin
Michael Metzger, Möhlin	13	Möhlin
Heinrich Huser, Zeiningen	48	Zeiningen
Jakob Gasser, Zeiningen	52	Zeiningen
Sebastian Wunderlin, Wallbach	32	Bezirk Rheinfelden
Jacob Rügger, Aarburg	41	Bezirke Zofingen, Aarau, Kulm
Fridolin Mösch, Frick	39	Bezirk Laufenburg, besonders Frick
Marx Reimann, Wölflinswil	66	Bezirk Laufenburg, besonders Wölflinswil
Augustin Bürgin, Magden	68	Bezirk Rheinfelden, besonders Magden
Fridolin Herzog, Wegenstetten Joh. Wendelspieß, Wegenstetten	75 *	Wegenstetten, Gipf-Oberfrick

\* Von diesem Verein sind wohl nur etwa 34 Personen aus Wegenstetten abgereist, die Gruppe aus Gipf-Oberfrick mußte zurückbleiben, weil sie das inzwischen höher angesetzte Depotgeld nicht aufbrachte (siehe unten S. 68).

Im Herbst sammelte auch der erwähnte Bernhard Steiner noch eine Gruppe von 37 Personen, zum großen Teil wohl Verwandte und Bekannte aus Schafisheim und Umgebung.

### *Die Zusammensetzung der Vereine*

Oberamtmann Fischinger von Rheinfelden, jederzeit um eine gründliche Berichterstattung über das Auswanderungswesen besonders bemüht, begleitete seine Statistik für das Frühjahr 1817 mit einer Aufzählung der «Kategorien» von Auswanderern, aus denen sich die Vereine seines Bezirks zusammensetzten. Es mag interessant sein zu erfahren, welche Eigenschaften und Beweggründe der eifrige Beamte seinen auswandernden Landsleuten zuschrieb. Er nannte die folgenden Gruppen:

- «a) solche, welche früher in besseren Vermögensumständen theils verschuldete, theils schuldlose Armuth nun nicht zu ertragen vermögen;
- b) solche, die Handwerke erlernten, von der Wanderschaft zurückkamen, und, als Meister in Landgemeinden ihre Rechnung, weil sie sich über das Gewöhnliche zu erheben nicht gelernt hatten, auch nicht finden konnten;
- c) solche, Handwerker und Landarbeiter, die auf die Hoffnung eines himmlischen Manna nichts so behend thun konnten, als heurathen beynahe im ersten Erwachen des Naturtriebes;
- d) begeisterte; vormals vielleicht besessene genannt, die sich von der neuen Welt und in derselben eine ungekannte Glücksgöttin träumten, und den schlichten Mitbürger bedauerten, der sich in ihre rohe Lebens-Poesie nicht hinein träumen konnte;
- e) einige beleidiget von dem Aristokratism des Reichthums, immer dem schlechtesten in jeder Weltordnung;
- f) wenige von Vorwürfen gepeinigt, die noch nicht begreifen wollten, daß selbst diese mit ihnen über das Weltmeer segeln und dann auch
- g) arbeitsscheue neben thätigen und fleißigen Menschen, unter welch letzteren mehrere von Magden, Zeiningen und Wegenstetten, die wenigsten von Möhlin gezählt werden können;
- h) junge Leute, die auch das Leben in dem jüngsten Staat der Welt kennen lernen, ihr Glück bloß versuchen wollen, worunter einige bloß geduldete, uneheliche Kinder, ohne die vollen Rechte eines Bürgers.»<sup>87</sup>

Die Liste gibt einen Eindruck von der Vielfalt möglicher Auswanderungsmotive, zugleich aber auch von der Voreingenommenheit des zeitgenössischen Beobachters, der sich offenbar ehrenwerte und begriffliche Gründe gar nicht vorstellen konnte. Die Schwierigkeiten junger Leute, zu einer selbständigen Existenz zu kommen oder auch nur eine Familie zu erhalten, kann er nur als Anzeichen persönlicher Untüchtigkeit oder leichtsinniger Lebensführung betrachten; die oft auf recht glaubwürdige Information gegründete Hoffnung auf eine bessere Existenz in Amerika ist für ihn a priori ein Hirngespinnst, und selbst von den schuldlos Verarmten erwartet er eher ein geduldiges Ertragen ihres Schicksals, als eine «Flucht» nach Amerika.

Glücklicherweise besitzen wir neben solchen tendenziösen Äußerungen auch noch einige nüchterne Daten, die uns gewisse Aufschlüsse über die Zusammensetzung der Auswanderergruppen geben. Allerdings sind auch sie mit Vorsicht zu behandeln, da die Erfassung der Auswanderung nicht

<sup>87</sup> a. a. O., Bericht vom 9. 5. 1817.

überall mit gleicher Sorgfalt erfolgte und die Zahlen deshalb alles andere als vollständig sein dürften<sup>88</sup>.

Eine Einordnung der Auswanderer nach ihrer geographischen Herkunft ergibt ein sehr unausgeglichenes Bild, wie die folgende Tabelle zeigt:

Bezirk	Auswanderung absolut	Bevölkerung	Auswanderung in % der Bevölkerung
Aarau	90	13 000	0,7
Baden	71	12 000	0,6
Bremgarten	26	15 000	0,2
Brugg	252	15 000	1,7
Kulm	86	16 000	0,5
Laufenburg	183	12 000	1,5
Lenzburg	80	13 000	0,6
Muri	3	16 000	–
Rheinfelden	350	8 000	4,3
Zofingen	109	18 000	0,6
Zurzach	49	11 000	0,4

In den Bezirken Rheinfelden und Laufenburg zeichneten sich einige Gemeinden durch besonders starke Auswanderung aus, so Zeiningen mit 96 Personen, Magden und Möhlin mit mehr als 60, Wölflinswil mit wahrscheinlich etwa 50<sup>89</sup>, Wegenstetten mit 35, Frick mit 29 Personen.

Im Bezirk Brugg stellten die Gemeinden um das Birrfeld (Birrhard, Birr, Lupfig, Scherz) und die des Bözbergs (Effingen, Bözberg, Gallenkirch, Linn, Stalden) auffallend viele Auswanderer. In den übrigen Bezirken wiesen Kölliken, Schafisheim, Oberkulm, Würenlingen und Lengnau Kontingente von mehr als zwanzig Personen auf.

Im Verhältnis zur Bevölkerung hatten wohl Linn und Scherz mit jeweils mehr als 10% die stärkste Auswanderung zu verzeichnen<sup>90</sup>.

<sup>88</sup> Quellen für die Zahlen: Listen der Vereine in StAAG, IA Nr. 5, 1822–1840, Faszikel 59; IA Nr. 5, Brasilien 1819; IA Nr. 5, Amerika 1817. Für die Bevölkerungsziffern: Schätzungen in Umriß der Landesbeschreibung des eidgenössischen Freistaats Aargau, 2. *Neujahrsblatt* ..., herausgegeben von der historischen Klasse der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau, Aarau 1817.

<sup>89</sup> Beim Verein von Marx Reimann ist nur für zwei Familien der Herkunftsort angegeben; vermutlich stammten aber die meisten übrigen Mitglieder aus Wölflinswil.

<sup>90</sup> Bei sehr kleinen Gemeinden ist natürlich eine relative Angabe sinnlos, da bereits die Auswanderung einer Familie einen Bevölkerungsverlust von mehreren Prozenten bedeuten konnte.

Auffallend ist an diesen Zahlen zunächst die relativ geringe Beteiligung der industrialisierten Bezirke, war doch die akute Not in diesen Gegenden, besonders in den Bezirken Kulm und Lenzburg, kaum geringer als etwa im Fricktal. Die bessere Aussicht auf baldige Erholung mag zum Teil erklären, daß unter den Industriearbeitern die Suche nach einem radikalen Ausweg weniger häufig war. Zudem konnten auch die Verherrlicher Amerikas auswandernden Arbeitern wenig versprechen. Erst während der letzten zehn Jahre hatte der Aufbau einer eigenen Industrie in den Vereinigten Staaten begonnen, und durch die englische Konkurrenz war auch sie nach dem Friedensschluß in arge Bedrängnis geraten<sup>91</sup>. Die Umstellung auf die Landwirtschaft, noch dazu unter fremden Bedingungen, trauten sich die Heimarbeiter mit ihrem Kartoffeläckerlein und ihrer Ziegenweide kaum selber zu. Wie weit ihnen außerdem die Gewöhnung an einen neuen Lebensstil (stärkere Abhängigkeit von käuflichen Konsumgütern, Arbeit im geselligen Kreis) die Einsamkeit des Pionierlebens besonders abschreckend erscheinen ließ, ist schwer zu sagen<sup>92</sup>. Ein weit konkreteres Hindernis sollte nicht vergessen werden: die Unfähigkeit zur Bestreitung der Reisekosten. Während selbst verschuldete Kleinbauern aus dem Verkauf ihrer Güter oft noch den Preis der Überfahrt oder doch das Depotgeld lösen konnten, besaßen Spinner und Weber keinerlei Reserven.

Allerdings finden sich nun auch innerhalb der teilindustrialisierten und rein agrarischen Gebiete eklatante Unterschiede, die nur zum Teil aus den verschiedenen wirtschaftlichen Gegebenheiten zu verstehen sind.

Der Bezirk Baden hatte anscheinend unter der Mißernte etwas weniger gelitten als andere Bezirke; in Bremgarten und Muri blieb der industrielle Verdienst weitgehend ungeschmälert, da die Strohflechtereie von der Krise verschont blieb.

Demgegenüber fiel in Brugg die Spinnerei endgültig aus; die Weberei verschwand aus diesem peripheren Gebiet wenigstens für längere Zeit<sup>93</sup>. Besonders hart traf dies die Gegenden, wo auch die Landwirtschaft wenig einträglich war: die Gemeinden des Bözbergs und des erst seit

<sup>91</sup> Glover/Cornell, a. a. O., S. 140 ff.

<sup>92</sup> Über den Lebensstil und die neue Bedürfnisstruktur der Heimarbeiter siehe vor allem RUDOLF BRAUN, *Industrialisierung und Volksleben*, Winterthur 1960.

<sup>93</sup> Bodmer, a. a. O., S. 292.



kurzem urbarisierten Birrfeldes; sie verzeichneten denn auch die stärkste Auswanderung<sup>94</sup>.

Das Fricktal schließlich war durch die Heimsuchungen der letzten Jahre bereits geschwächt; nach den Lasten der Einquartierung, den Opfern der Typhusepidemie usw. waren hier zahlreiche kleine Grundbesitzer und Handwerksmeister der wirtschaftlichen Erschöpfung nahe und wurden durch die neue Katastrophe der Verarmung preisgegeben.

Die Unterschiede der Wirtschaftslage erklären jedoch kaum befriedigend die sehr großen Differenzen der Auswanderungsziffern. Zwar darf die ökonomische Notlage als grundlegende Voraussetzung für das Entstehen der Auswanderungswelle gelten. Als auslösende Faktoren spielten jedoch günstige Nachrichten aus Amerika und das Vorbild größerer Auswanderungen aus benachbarten Gebieten eine wichtige Rolle.

Die Zeitgenossen, die ohnehin geneigt waren, die «Auswanderungslust» als eine Art Krankheit zu betrachten, maßen solchen Einflüssen große Bedeutung bei; so bezeichnete es der Kleine Rat in seinem Rechenschaftsbericht als tröstlich, daß «Überredung und eine Art von moralischer Ansteckung mehr noch als die Not der Zeiten, diese Entschlüsse veranlaßten.»<sup>95</sup>

Noch drastischer schilderte der Oberamtmann von Laufenburg den Vorgang:

«In den ersten 3 Monathen des verflossenen Jahres begann ein finsterer Geist auch durch die Thäler zwischen Jura und Rhein zu ziehen, welcher durch die Noth und Eigennutz gleich aufgereggt, manche Familie vom heimathlichen Herde trieb.»<sup>96</sup>

Solche Äußerungen sind natürlich teilweise Ausdruck der Überzeugung, daß es sachliche Gründe für die Auswanderung kaum gebe; ein gewisser Wahrheitsgehalt ist aber der «Ansteckungsthese» nicht abzusprechen. So ist ein Zusammenhang zwischen Fricktaler und Baseltaler Auswanderung im Sommer 1816 offenkundig, wobei sowohl die Briefe der früher Ausgewanderten wie auch das Vorbild der neu sich bildenden Gruppen über die Kantonsgrenze hinaus gewirkt haben dürften.

<sup>94</sup> Aus Scherz, Lupfig, Birr und Birrhard zusammen 99 Personen, aus Bözberg, Effingen, Gallenkirch, Linn und Stalden 53.

<sup>95</sup> StAAG, IA Nr. 14, RKIR, 1816/17.

<sup>96</sup> StAAG, a. a. O., Rapporte, 1817.

Ein ähnlicher Einfluß mußte vom benachbarten Großherzogtum Baden ausgehen, wo bis Mitte Mai 1817 rund 20 000 Gesuche um Auswanderungsbewilligungen gestellt wurden<sup>97</sup>. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die größere geographische Nähe und die engeren historischen Beziehungen zu diesem Gebiet die ungewöhnliche Stärke der Auswanderung aus den nördlichen aargauischen Bezirken mitverursachten. Nicht vereinbar mit dieser These scheint die geringe Beteiligung des Bezirks Zurzach, wo die Auswanderung nur im Herbst 1816 für kurze Zeit etwas zugenommen hatte. Für das plötzliche Abbrechen dieser Bewegung scheint keine Erklärung stichhaltiger als diejenige des Oberamtmanns, der in seinem Jahresbericht pro 1817 schrieb, daß die «Auswanderungssucht» mit der Rückkehr dreier Familien von Tegerfelden und einer von Klingnau aus Amsterdam ganz verschwunden sei. Der Anblick der Verarmten habe mehr genützt, als Ermahnungen von der Kanzel, Überredung und in den Weg gelegte Hindernisse<sup>98</sup>.

Auch dies würde bestätigen, daß der Einfluß direkter «Vorbilder» nicht unterschätzt werden darf.

Ein ähnliches Bild wie 1816 ergeben die Angaben über die Familienverhältnisse der Auswanderer. Die genauesten Daten besitzen wir wieder aus dem Bezirk Rheinfelden; von den dortigen 350 Auswanderern werden 71 als ledige Erwachsene, 103 als verheiratete Erwachsene und 176 als Kinder klassiert. Von den ledigen Erwachsenen sind allerdings 31 sicher ältere Kinder einer Familie, die mit Eltern und Geschwistern reisten; höchstens 40 können wirklich als Alleinstehende gelten.

Die Angaben der Vereine aus andern Bezirken sind weniger präzise; ihre Listen enthalten gewöhnlich nur die Namen der verantwortlichen Familienoberhäupter mit der Kopffzahl der zugehörigen Familie. Für alle Vereine des Kantons (eingeschlossen diejenigen aus dem Bezirk Rheinfelden) ergeben sich folgende Verhältnisse:

Alleinstehende	101
Familien mit 2–3 Personen	59
Familien mit 4–5 Personen	75
Familien mit mehr als 5 Personen	90

<sup>97</sup> Mönckmeyer, a. a. O., S. 34.

<sup>98</sup> StAAG, a. a. O.

Die Gruppe der jungen Leute, die «ihr Glück bloß versuchen wollen» war also im Verhältnis zur Gesamtzahl der Auswanderer sehr klein, während die großen Familien deutlich überwogen.

Altersangaben besitzen wir von insgesamt 115 Familienoberhäuptern und Einzelpersonen, fast alle aus dem Bezirk Rheinfelden. Folgende Verteilung ergibt sich daraus:

20 bis 40 Jahre	74
40 bis 50 Jahre	24
Über 50 Jahre	17

Überraschend ist kaum das Überwiegen der untersten Altersgruppe, sondern eher der immerhin beachtliche Anteil der Auswanderer in vorgeschrittenem Alter.

Noch spärlicher sind die Daten über die Vermögensverhältnisse der Auswanderer; zu den einigermaßen vollständigen Zahlen aus dem Bezirk Rheinfelden kommen nur spärliche Ergänzungen aus andern Gebieten. Angegeben ist das Vermögen 1817 für:

Total	98 Familien und einzelne
Davon besaßen:	
weniger als 500 Franken	69
500 bis 2000 Franken	23
2000 bis 5000 Franken	4
mehr als 5000 Franken	2

Von einigen Vereinsführern ist bekannt, daß sie ebenfalls über bedeutende Mittel verfügten, so von Märki aus Rüfenach, von Brugger, von Bläuer und vielleicht auch von weitem Mitgliedern seiner Gruppe<sup>99</sup>. Andererseits wissen wir von zahlreichen Auswanderern, daß sie allerhöchstens die Reisekosten bis nach Amsterdam und das Depotgeld selber aufbringen konnten, während nicht wenige selbst dafür auf Vorschüsse der Mitreisenden oder Beiträge der Gemeinden angewiesen waren. Auch der spätere Verlauf der Auswanderungen läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß eher eine Minderheit der Leute die vollen Reisekosten besaß und nur ein sehr kleiner Teil zur selbständigen Ansiedlung imstande sein konnte.

<sup>99</sup> Der Oberamtmann von Brugg berichtete, daß die zurückbleibenden Bürger von Linn für den Ankauf der Güter der Ausgewanderten 40 000 Franken Schulden auf sich geladen hätten.

Der häufig gezogene Schluß, es habe sich in der Hauptsache um die Auswanderung eines ländlichen Proletariats gehandelt, ist trotzdem nicht zulässig. Wie bereits betont wurde, waren die «Armen» des Jahres 1817 zum guten Teil erst durch die Mißernte und Teuerung ruiniert worden.

Die Berufe der Auswanderer sind außer in der Statistik von Rheinfelden auch in der Liste des Vereins Rüeegger aufgeführt. Für 86 Männer aus Rheinfelden finden wir folgende Berufsbezeichnungen:

29 Landwirte

5 Tagelöhner

34 Handwerker, worunter:

7 Schneider

5 Leinweber

4 Zimmerleute und Schreiner

je 3 Schuster und Maurer

je 2 Küfer, Leiternmacher und Uhrmacher

je 1 Schlosser, Schmied, Hafner, Siegellackfabrikant, Gärtner und «Mühlartz» (=Mühlenmacher)

18 andere, worunter:

7 Korb-, Knopf- und Siebmacher

4 Weber

2 Baumwollweber

je 1 Stricker, Krämer, Schiffer, Dorfwächter und Jäger<sup>100</sup>

Der geographischen Herkunft entsprechend ist die Zusammensetzung beim Verein Rüeegger etwas anders:

1 Landwirt

1 Landarbeiter

2 Handwerker (Schneider und Zimmermann)

5 Landwirte und Weber (Heimarbeiter mit Landwirtschaft)

1 Fabrikant (Rüeegger selbst, unklar, ob Heimarbeiter oder Verleger)

<sup>100</sup> Etwas fraglich ist die Zuordnung der Weber; während die Leinweber ziemlich sicher noch für den lokalen Bedarf produzierten und deshalb den Handwerkern zugerechnet wurden, arbeiteten die Baumwollweber wohl für auswärtige industrielle Verleger. Die Annahme, daß die vier nicht genauer bezeichneten «Weber» zu dieser zweiten Gruppe gehörten, muß nicht unbedingt richtig sein. Ferner ist anzumerken, daß von den ländlichen Handwerkern höchstens sehr wenige vollberuflich ihrem Gewerbe nachgingen. Die überwiegende Mehrheit lebte teilweise, vielleicht sogar hauptsächlich von Landwirtschaft.

Die Heimarbeiter dürften, nach diesem Beispiel zu schließen, in den Kontingenten der industrialisierten Bezirke recht zahlreich gewesen sein; ihr Anteil an der gesamten Auswanderung war aber trotzdem klein.

Die Beteiligung von Landwirten und Handwerkern scheint etwa gleich, gemessen an ihrem geringeren Anteil an der Gesamtbevölkerung sind die Handwerker stärker vertreten. Ein Grund dafür dürfte darin liegen, daß sie nach der Handwerksordnung von 1806 zu einer mehrjährigen Wanderschaft verpflichtet waren, welche die Bindung an die engere Heimat lockerte und nützliche Reiseerfahrung vermittelte.

Schwer einzuschätzen ist der Anteil der gesellschaftlichen Außenseitergruppen; der Vaganten, Arbeitsscheuen, «erblich» Armen usw. Er wird zweifellos oft überschätzt, vor allem deshalb, weil amtliche Stellen diesen vielfach erwünschten Auswanderungen besondere Aufmerksamkeit schenkten.

Die sichersten Belege für Fälle dieser Art finden wir denn auch im Zusammenhang mit der Finanzierung von Auswanderungen durch die Behörden.

### *Die Auswanderungsförderung durch Staat und Gemeinden*

In welchem Maße aargauische Gemeinden schon 1817 die Auswanderung mit finanziellen Beiträgen förderten, ist nicht genau zu ermitteln; daß sie es getan haben, läßt sich aus verschiedenen Quellen sicher belegen. Der *Schweizerbote* schrieb am 27. März 1817:

«Mehrere Gemeinden in unserem Kanton unterstützen ihre auswanderungslustigen Armen reichlich mit Reisegeld. Sie wissen wohl, warum sie es thun.»

Der Oberamtman von Laufenburg berichtete in seinem Jahresrapport, daß mehrere Gemeinden seines Bezirks der Auswanderung Vor-schub geleistet hätten, und auch die Staatsrechnungskommission des Großen Rates hob als besonders schmerzlich hervor, daß mancher Auswanderer von seinen Mitbürgern ins Unglück getrieben worden sei<sup>101</sup>. Die Gemeinde Magden leistete für den Verein von Augustin Bürgin die anstelle eines Depots zugelassene Bürgschaft, Kölliken und Zofingen

<sup>101</sup> StAAG, IA Nr. 14, RKIR, 1816/17.



bezahlten für einen Teil ihrer Auswanderer das Depot und die Reise bis Amsterdam<sup>102</sup>.

Besonders auffallend ist der Versuch der Gemeinde Zeiningen, eine ganze Familie von Einsassen abzuschieben. Die sogenannten ewigen Einsassen waren eine dem Fricktal eigentümliche Kategorie von minderberechtigten Bürgern; meist wenig seßhafte Menschen, die beim Übergang des Fricktals an die Eidgenossenschaft und der Einführung des Gemeindebürgerrechts mit unbekanntem Aufenthalt abwesend waren und deshalb nicht in die Bürgerregister aufgenommen wurden. Wenn sie zurückkehrten, konnte man sie nicht einfach abweisen; sie wurden in einer Gemeinde eingebürgert und erhielten alle politischen Rechte, jedoch keinen Anspruch auf das Gemeindegut<sup>103</sup>. Die Zuteilung erfolgte meist nicht sehr zur Freude der Gemeinden, nahmen doch manche der Einsassen recht häufig die Armenkasse in Anspruch. Zeiningen war 1807 eine ganze Sippe von Kesselflickern, Korbflechtern, Sieb- und Knopfmachern zugewiesen worden, die auf mehr als 50 Personen anwuchs und sich meist nur notdürftig selber erhalten konnte.

Nicht weniger als 48 Glieder dieser Familie, 21 Erwachsene und 27 Kinder, sollten nun einen eigenen Verein bilden und gemeinsam nach Amerika übersiedeln<sup>104</sup>. Die Auswanderung wurde mindestens teilweise von der Gemeinde finanziert, doch ist die Höhe ihres Beitrags nicht genau zu ermitteln. Der Versuch schlug allerdings fehl; nur eine Familie von 9 Personen fuhr nach Amerika, die übrigen kehrten aus Amsterdam wieder heim und fielen weiterhin der Gemeinde zur Last<sup>105</sup>.

Eine Unterstützung der Auswanderung durch die kantonalen Behörden ist nur in einem Falle nachweisbar, und zwar handelte es sich um einen Beitrag an Heimatlose.

Angesichts der unmenschlichen Bedingungen, unter welchen die Heimatlosen in der Schweiz lebten, scheint es nur naheliegend, daß manche von ihnen den Ausweg nach Amerika suchten, doch bedurften die meisten dazu der Unterstützung. So reichten schon am 3. Januar

<sup>102</sup> GAr Kölliken, GRP, 22.3.1817.

Stadtarchiv Zofingen, Stadtratsprotokoll, Januar 1817.

<sup>103</sup> Bronner, Band I. S. 428 f.

<sup>104</sup> Siehe Liste der Vereine, S.50, Verein Gasser.

<sup>105</sup> Einige jüngere Mitglieder benützten überdies die Gelegenheit, um sich im Ausland zu verheiraten, wozu sie zu Hause nie die Erlaubnis der Gemeinde erhalten hätten. StAAG, KIRP, 14.11.1817.

1817 acht heimatlose Familien eine Bittschrift ein, in der sie die Regierung um einen Beitrag an die Reisekosten ersuchten; sie wurden jedoch abgewiesen<sup>106</sup>. Am 11. März legte dann auch die kantonale Armenkommission dem Kleinen Rat ein Exposé vor, in dem sie die Unterstützung von Heimatlosen zur Auswanderung befürwortete und drei Familien als erste Kandidaten vorschlug<sup>107</sup>. Der Rat bewilligte nun eine bescheidene Beihilfe, doch gelangte nur eine Familie aus Birmenstorf mit dem Verein von Rudolf Fäs nach Amerika<sup>108</sup>.

Die Beispiele lassen den Schluß zu, daß es sich bei den unterstützten Auswanderern manchmal um «unerwünschte Elemente» handelte, ihre geringe Zahl zeigt aber auch, daß diese Außenseiter nur eine sehr kleine Minderheit waren.

Unsere Kenntnisse über die Zusammensetzung der Auswanderungsvereine lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Die überwiegende Mehrheit der Auswanderer stammte aus den Jura-bezirken Rheinfelden, Brugg und Laufenburg, wofür neben wirtschaftlichen Gründen wahrscheinlich der Einfluß der süddeutschen Auswanderungswelle wichtig war.
- Die meisten Auswanderer waren Kleinbauern oder landwirtschaftliche Tagelöhner, kleine Handwerksmeister oder -gesellen.
- Nur sehr wenige verfügten über größere Mittel, von den meisten ist aber anzunehmen, daß sie erst durch die Krisen der jüngsten Zeit Vermögen oder regelmäßiges Einkommen verloren hatten.
- Alleinstehende junge Leute waren unter den Auswanderern seltener als ganze Familien.
- Der Anteil der «unerwünschten Elemente» und Außenseiter, wie Arbeitsscheue und Arbeitsunfähige, Vaganten, Heimatlose usw. war nicht sehr hoch.

Nicht mit Sicherheit abzuklären ist schließlich die Frage nach dem gesamten Umfang der Auswanderungswelle. Nach den Verzeichnissen der Vereine wären 1817 etwas über 1300 Personen abgereist, von denen allerdings manche schon aus Holland wieder heimkehrten. Dazu paßt die Angabe bei Natsch, daß von rund 2500 auf dem Amsterdamer Kon-

<sup>106</sup> StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817, 3.1.1817.

<sup>107</sup> a. a. O., 11.3.

<sup>108</sup> a. a. O., Randbemerkung späteren Datums.

sulat registrierten Auswanderern mehr als die Hälfte Aargauer gewesen seien<sup>109</sup>. Für das Jahr 1816 sind 135 Auswanderer aus dem Bezirk Rheinfelden statistisch belegt<sup>110</sup>, weitere 90 aus anderen Bezirken lassen sich nach verschiedenen Quellen ziemlich sicher nachweisen.

Die Zahl der erfaßten Auswanderungen beläuft sich also auf gut 1500 für beide Jahre. Auch wenn man eine bedeutende Zahl von amtlich nicht erfaßten Fällen in Rechnung stellt, wird man doch ein Total von mehr als etwa 2000 Personen nicht für wahrscheinlich halten können<sup>111</sup>.

Auch bei vorsichtiger Schätzung hätte der Aargau immerhin in zwei Jahren etwa ein Prozent seiner Bevölkerung durch überseeische Auswanderung verloren. Selbst die Auswanderungswellen der Jahrhundertmitte und der achtziger Jahre haben nur auf ihrem Höhepunkt ähnliche Dimensionen erreicht.

### *Das Versagen des Transportwesens*

Als erste Gruppe des neuen Schubes trafen am 20. März die Brüder Märk und Carl Gysi mit 114 Gefährten in Amsterdam ein<sup>112</sup>. Sie hatten von der Schweiz aus mit dem Handelshaus Zwißler & Co. akkordiert und noch vor der Einschiffung die Hälfte des Fahrpreises erlegt. Trotzdem wurden sie nun mit allerlei Schikanen in Amsterdam aufgehalten. Nach dem Bericht des Konsuls war es vor allem der Anwesenheit des Hofes in der Hafenstadt zu verdanken, daß der Provinzgouverneur energisch für die Schweizer eintrat und die Erfüllung des Vertrages

<sup>109</sup> RUDOLF A. NATSCH, *Die Haltung eidgenössischer und kantonaler Behörden in der Auswanderungsfrage*, Diss. Bern, Zürich 1966, S. 38.

<sup>110</sup> In seinem Jahresbericht spricht der Oberamtmann allerdings nur noch von 121 Auswanderern, StAAG, IA Nr. 14, Rapporte, 1816.

<sup>111</sup> Dem widerspricht eine Angabe bei Halder, a. a. O., S. 261, der eine Zahl von über 3000 aargauischen Auswanderern nennt, allerdings leider ohne Quellenangabe. Da z. B. der Verein von Märki/Brugger/Itel an derselben Stelle doppelt aufgeführt wird, ist anzunehmen, daß diese höhere Zählung auf einer Kumulation ähnlicher Irrtümer beruht.

<sup>112</sup> Die Schilderung der weiteren Schicksale der Vereine stützt sich vor allem auf die Berichte des Konsuls Planta vom 28. 2., 19. 4., 24. 4. und 9. 6., seines Cousins vom 28. 8., 13. 9. und 4. 10. sowie ein Hilfsgesuch mehrerer Mitglieder des Vereins Märki/Itel vom 6. 5., alle unter StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817. Ferner ist ein Brief Märkis erhalten unter IA Nr. 5, 1822–1840, Faszikel 59.

durchsetzte. So konnte die Gesellschaft nach wenigen Tagen Verzögerung auf dem Schiff «De Hoop» die Reise fortsetzen. Nach einer weiteren Wartefrist in der Texelmündung trat sie am 9. Mai die Atlantikpassage an.

Als zweiter Verein kamen Mitte April mehr als 400 Personen unter der Führung von Jakob Märki und Johann Itel in Amsterdam an. Anders als Märk und Gysi hatten sie nicht von der Schweiz aus Schiffsplätze gebucht, sondern die eigentlichen Initianten des Vereins, Heinrich Märki und Rudolf Brugger, waren bereits im Februar vorausgefahren, um an Ort und Stelle einen Vertrag zu schließen. Dies war denn auch am 28. Februar geschehen. Der Akkord mit dem Kapitän Blanckmann als Vertreter der Firma Nobel und Holtzapffel entsprach im Aufbau dem bereits beschriebenen Muster, enthielt aber einige zusätzliche Details<sup>113</sup>. Die Verpflegung auf See war etwas reichlicher bemessen, außerdem verpflichteten sich die Reeder, für den Unterhalt der Leute aufzukommen, falls sie 3 Tage nach dem vereinbarten Termin noch nicht eingeschifft wären. Ein mittlerer Tarif von 185 Gulden wurde für die Passagiere eingeführt, die ihre Reise wenigstens zur Hälfte bar bezahlen konnten. Zudem versprach der Kapitän, niemand zu verdingen «auf Bedingungen, die streitig mit den Grundsätzen eines gebildeten Menschen». Hatten die Vereinsleiter damit einige Vergünstigungen erwirkt, so waren sie andererseits auf die Forderung eingetreten, daß drei Viertel der Passagiere die Fahrt bar bezahlen müßten, und gerade diese Klausel sollte sich als verhängnisvoll erweisen.

Märki und Brugger hatten unvorsichtigerweise schon bei Abschluß des Vertrages aus ihrer eigenen Barschaft 10000 Gulden angezahlt; als aber der Rest des Vereins eintraf, zeigte sich, daß die gesamten Mittel bei weitem nicht ausreichten, um die vereinbarten drei Viertel der Passage zu bezahlen. Wahrscheinlich waren inzwischen durch den ungeheuren Andrang die Preise allgemein gestiegen, jedenfalls benützten die Unternehmer die Insolvenz der Schweizer sofort, um den Vertrag zu lösen und ihr Schiff günstiger zu vermieten. Dabei behielten sie die Anzahlung ohne Umschweife als «Entschädigung» für ihre Unkosten.

Der zu Hilfe gerufene Konsul versuchte zuerst, eine gütliche Lösung zu erreichen, dann ging er gerichtlich gegen den Kapitän und die Schiffseigner vor. Das Gericht verurteilte denn auch Blanckmann zur Heraus-

<sup>113</sup> Siehe Bericht vom 28. 2., a. a. O.

gabe der 10000 fl. Eine juristische Finte verzögerte jedoch die Vollstreckung des Spruchs, und durch die Unaufmerksamkeit der Polizei gelang es dem Kapitän, mit dem Geld nach Amerika abzusegeln.

Inzwischen war die Lage der Auswanderer verzweifelt. Nach kurzer Zeit hatten sie nicht nur ihre restliche Barschaft verbraucht, sondern auch alle ihre Habe verkauft und den Erlös aufgezehrt. Dann sahen sie sich auf die Wohltätigkeit der Bevölkerung angewiesen, die nach dem Zeugnis des Konsuls sehr großzügig half. Auch das Schweizerregiment von Sinner steuerte einen Tagessold bei. Trotz allem weigerten sich die meisten der Unglücklichen, mit dem immer noch von Planta verwahrten Kopfgeld heimzureisen und bestanden darauf, irgendwie nach Amerika zu gelangen. Die Lage wurde nicht besser durch die Ankunft immer neuer Gruppen; ein wahrer Strom von Auswanderern ergoß sich in diesem Frühling 1817 nach Amsterdam. Die Schweizer waren dabei nur eine Minderheit; aus Baden und Württemberg wanderten gegen 30000 Personen aus<sup>114</sup>.

Auch aus dem Aargau trafen immer neue Scharen ein<sup>115</sup>. Der Verein von Jakob Rüeegg reiste Ende April über Rotterdam und fand dort rasch ein Schiff. Etwa 1200 Leute aus verschiedenen Teilen der Schweiz, geführt von den Basler Transportunternehmern Halter und Hindenlang, verfügten ebenfalls über genügende Mittel und konnten sich rasch einschiffen.

Ohne Schwierigkeiten scheinen auch die Vereine von Hans-Jakob Bläuer, Rudolf Fäs und Michael Metzger weitergekommen zu sein; nach einer Einschiffungsliste verließen sie Texel bereits am 18. Mai auf den Schiffen «Johanna Eliza» und «John».

Etwa 350 weitere Aargauer aber, die ebenfalls schon Ende April in Amsterdam waren (es muß sich wohl um die Vereine Müller, Huser, Gasser, Wunderlin, Mösch und Reimann, eventuell auch Bürgin gehandelt haben), konnten die Passage nicht bar bezahlen und mußten lange auf eine Gelegenheit zur Fahrt auf Kredit warten.

Erst am 20. Juni konnte sich ein erstes Kontingent von 161 Mitgliedern des Märki/Itelschen Vereins mit einem Vertrag der Reederei Faber & Leefkens auf dem amerikanischen Segler «Bubona» einschiffen. Am

<sup>114</sup> Mönckmeyer, a. a. O., S. 34.

<sup>115</sup> Die Reihenfolge der Einschiffung ist ersichtlich aus den Berichten Plantas und aus besonderen Einschiffsungslisten, StAAG, IA Nr. 5, Brasilien 1819.



5. Juli übernahmen die Häuser Krefß & Rodenbroek und Olivier & d'Arnaud weitere 237 auf das Schiff «April». Im September reiste der größte Teil des Restes auf dem Kauffahrer «William» ab; die letzten Familien fanden gar erst im November eine Fahrgelegenheit.

Aber auch die erfolgte Einschiffung gab noch keine Gewähr für eine gute Ankunft in Amerika. Schon die Überfahrt der ersten Gruppe verlief sehr unglücklich. Nach einem Brief von Märk, der 1818 im *Schweizerboten* veröffentlicht wurde, hatte die Gesellschaft einen bedeutenden Teil des gelieferten Proviantes schon im Texel verbraucht, so daß auf der drei Monate dauernden Überfahrt äußerster Mangel entstand, zumal sich der Kapitän weigerte, in England oder von begegnenden Schiffen neue Vorräte aufzunehmen.

«Unsere Lebensmittel gingen dermaßen auf die Neige, daß wir, anstatt täglich, nur alle drei bis vier Tage eine halbe Maas Wasser bekamen. Das Brod war schimmlicht und ungenießbar, Erbsen, Gerste und Reis wurden nicht mehr weich gekocht, da der Kapitän nun auch nicht genug Holz hergab. Von nun an bekam auch eine erwachsene Person des Tages nicht mehr als ein Trinkglas voll Suppe. Jetzt fielen sie dahin, wie die Mücken; täglich warf man Todte über Bord; zuletzt wurde in dem Schiffe kein Gesunder mehr gesehen – kurz, unsere Noth, unser Elend war groß. Aber sie sollte noch größer werden; wir mußten auch Alles erfahren, was schrecklich heißen konnte. Denn eines Tages, da man wieder Wasser austheilen sollte, waren bei dreißig Fässer zersprungen, und nur zwei fanden sich noch gefüllt. Nun bekamen wir auch kein Wasser mehr. Hätte uns der allgütige Vater im Himmel nicht bisweilen mit seinem Regen erquickt, wahrlich, wir lebten nicht mehr.

In den letzten zwölf Tagen hatten wir abermals einen viertägigen Sturm, der uns wieder zurück verschlug. Wir passirten das Meergras viermal; Jammer und Noth war um uns her, auf allen Gesichtern Noth und Verzweiflung. Nun wurden auch alle Matrosen krank, bis auf drei Mann; da war Niemand, der arbeiten konnte. Welche drangvolle, schreckliche Lage! Auf dem weiten Meere, ohne Lebensmittel, ohne Wasser, Alles krank und abgezehrt, kein Mensch tüchtig zum Arbeiten, im Sturm! – Noch zwei Tage länger auf der See würde auch sicher Niemand davon gekommen sein. ...

Wir kamen am 5. bei der Quarantaine oder dem Lazareth an. Am 6. kam die Sanität, aber der Kapitän verläugnete die Zahl der Kranken. Jene aber sahen mit Menschenliebe den wahren Zustand, und berichteten nach Philadelphia, daß der Gesundeste von uns dem Tode ähnlich sei. Beinahe wären wir abgewiesen worden; denn sie sagten einstimmig, daß noch kein Schiff in so schlechtem Zustande hier angekommen sei.»<sup>116</sup>

Nicht weniger als 84 Personen fielen den Strapazen zum Opfer, darunter 15 Erwachsene und 18 Kinder aus dem Aargauer Verein. Auch die

<sup>116</sup> *Schweizerbote*, Nr. 50/51, 10./17.12.1818.

Gesellschaft unter Jakob Rüeegg, deren Reise zunächst so reibungslos verlaufen war, erreichte nur auf Umwegen ihr Ziel<sup>117</sup>. Rüeegg hatte in Rotterdam einen Schiffseigentümer gefunden, der den Transport der 41 Personen für 6000 Gulden übernahm; ein Teil der Summe wurde gleich anbezahlt. Das Schiff stand denn auch am 25. Mai bereit, doch hatte es der Unternehmer so ungenügend mit Lebensmitteln ausgestattet, daß es nach kurzer Fahrt in Plymouth anlegen und seine Vorräte ergänzen mußte. Was der Kapitän dann an Navigationsfehlern leistete, ist unklar, jedenfalls lief die Brigg am 5. August, wieder mit größtem Mangel an Proviant, in den Hafen von Lissabon ein. Da weder der Kapitän noch die Auswanderer Geld hatten, um frische Lebensmittel anzuschaffen, begaben sich der erstere und Rüeegg zum neu eingesetzten Schweizer Konsul, Edouard de Meuron, um ihn um Hilfe anzugehen. De Meuron veranstaltete zunächst eine Kollekte für die Auswanderer und streckte ihnen schließlich noch rund 7000 Franken vor, um ihnen die Weiterreise zu ermöglichen.

Eine andere Gruppe war zunächst auf ein Schiff geraten, wo sie so schlecht behandelt wurde, daß Konsul Planta intervenierte. Es gelang ihm, den unglücklichen Vertrag noch rechtzeitig zu lösen<sup>118</sup>.

Am schlimmsten erging es aber den mehr als 200 Personen, größtenteils von dem vielgeprüften Verein Märki/Itel, die nach langem Warten auf der «April» Platz gefunden hatten<sup>119</sup>. Noch bevor das Schiff die offene See erreicht hatte, brach an Bord eine Krankheit aus (vermutlich Typhus), die jede Weiterfahrt unmöglich machte. Die Auswanderer mußten das Fahrzeug wieder verlassen und die Quarantäneinsel Wieringen beziehen; ein Teil wurde in die Spitäler von Amsterdam gebracht. Ein Bericht des Arztes, der mit der Untersuchung des Falles beauftragt war, gibt ein Bild von den Verhältnissen an Bord, wenn auch vielleicht mit einigen Übertreibungen<sup>120</sup>. Danach war das Schiff mit 1300 Personen

<sup>117</sup> Bericht der Direktion des Innern über ein Schreiben von Konsul de Meuron, StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817. Zur Entschädigung de Meurons siehe Natsch, S. 38. Natsch verwechselt im übrigen die Gruppe Rüeegg mit einem Kontingent der über Amsterdam reisenden Auswanderer, vermutlich, weil die von Rüeegg gecharterte Brigg ebenfalls «William» hieß, wie eines der im Herbst von Amsterdam abgehenden Schiffe.

<sup>118</sup> Bericht Plantas vom 13. 9.

<sup>119</sup> Quellen siehe Anmerkung 112.

<sup>120</sup> StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817, Brief an unbekanntem Adressaten.

beladen, von denen 500 die Epidemie nicht überlebt hätten<sup>121</sup>, es trug damit doppelt so viele Passagiere, als eigentlich seinem Fassungsvermögen entsprach. Nach der Aussage des Arztes lagen Gesunde und Kranke, ja selbst Tote wirt durcheinander, jeweils neun Personen auf einem Lager von 5 Fuß Länge und 7 Fuß Breite (1,55 × 2,17 Meter) zusammengepfercht. Die Belüftung des Zwischendecks erfolgte nur durch zwei kleine, bloß gelegentlich geöffnete Luftlöcher. Medikamente waren gar keine vorhanden, die Nahrungsmittel von schlechter Qualität, das Trinkwasser kaum für die Fiebernden ausreichend.

Die Evakuation und die Pflege auf Wieringen kamen für viele der Kranken zu spät; allein vom Verein Märki/Itel starben mindestens 35 Erwachsene und 47 Kinder, wenigstens 9 Erwachsene und 13 Kinder von andern aargauischen Vereinen. Viele der Auswanderer scheinen nun doch den Mut verloren zu haben, mindestens 81 von ihnen kehrten mit den immer noch von Planta gehüteten Depotgeldern heim<sup>122</sup>. Die übrigen konnten sich im Oktober wieder einschiffen; am 12. Oktober verließ die «April» endlich Texel.

Nach einem späteren Bericht der Kommission des Innern gelangten von den 444 Mitgliedern des großen Vereins nur 206 nach Amerika, 87 waren gestorben, 81 heimgekehrt, 5 blieben in Holland, von 65 waren keine weiteren Nachrichten zu bekommen<sup>123</sup>. Günstig dürften die Verhältnisse auf der «April» auch nach der zweiten Abfahrt nicht gewesen sein; es hieß später, der Kapitän habe seine Passagiere schon unterhalb Philadelphia an Land gesetzt, um wegen der Zustände an Bord nicht mit den Hafenbehörden in Konflikt zu geraten<sup>124</sup>.

### *Das Ende der Auswanderungswelle*

Die Stauung der Auswanderermassen zwang schließlich die niederländischen Behörden zu Restriktionsmaßnahmen. Am 14. April ver-

<sup>121</sup> Nach den Berichten Plantas hatte die Zahl der Passagiere allerdings nur etwa 900 betragen, die der Toten vielleicht 100 bis 200 (siehe auch Natsch, S. 37). Zum Mindesten als Legende behauptete sich aber die Angabe von 500 Toten noch lange; sie findet sich z. B. bei Gall, a. a. O., Band 1, S. 15.

<sup>122</sup> Offenbar lieferte der Konsul die hinterlegten Gelder jeweils erst unmittelbar vor der Abfahrt aus.

<sup>123</sup> StAAG, IA Nr. 5, 1822–1840, Faszikel 59.

<sup>124</sup> a. a. O., Brief eines Informanten in Philadelphia an Konsul de Rham in New York.

öffentliche die Bundeskanzlei eine Warnung, die ihr von Konsul Planta zugekommen war:

«Es ergibt sich aus den neuesten der Regierung des Vororts von dem schweizerischen Handelskonsul in Amsterdam eingesandten Berichten, daß die dortige Polizeibehörde, von den zahlreichen Auswanderungen benachrichtigt, die dieses Jahr aus der Schweiz und aus Deutschland stattfinden sollen, beschlossen hat, sogleich alle diejenigen Fremden aus dem Umfange der Stadt wegzuweisen, und in Zukunft davon auszuschließen, die sich über die Mittel ihres Unterhalts nicht hinlänglich ausweisen könnten.»<sup>125</sup>

Am 31. Mai unterrichtete der niederländische Gesandte den Vorort, die Auswanderer gefährdeten die öffentliche Sicherheit in den Städten, und der König habe deshalb verordnet:

«... daß vom 15. Brachmonat an keinem Auswanderer oder Fremden, der zu einem Vereine gehört und sich in einen Seehafen der Niederlande begeben will, um sich nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten einzuschiffen, der Eintritt in das Königreich gestattet werde, wenn nicht bekannte und im Lande wohnende Personen für die Kosten, die ihr Aufenthalt bis zur Einschiffung verursachen wird, gutsprechen.»<sup>126</sup>

Diese Auflage erschwerte nun allerdings die Reise über die Niederlande beträchtlich. Sie hat sicher dazu beigetragen, daß im Laufe der folgenden Jahre Le Havre, Antwerpen und die norddeutschen Häfen als Einschiffungsplätze an Bedeutung gewannen.

Für die aargauische Auswanderung bedeutete das niederländische Dekret aber nicht mehr viel, denn die Kantonsregierung hatte unter dem Eindruck der Berichte aus Amsterdam bereits selbst praktisch prohibitive Maßnahmen ergriffen.

Am 5. Mai hatte der Kleine Rat beschlossen, Pässe künftig nur noch an die Auswanderer abzugeben, die 250 Franken hinterlegen konnten, d. h. eine Summe, die in jedem Fall für die Bezahlung der vollen Reisekosten nach den USA ausreichen mußte<sup>127</sup>. Angesichts der schlechten Erfahrungen sollte niemand mehr die Reise auf Kredit versuchen. Die rasche Ausführung der neuen Bestimmung stieß allerdings auf Schwierigkeiten. Im Laufe der nächsten Tage traf eine ganze Reihe von Bittschriften um Befreiung von der neuen Auflage ein, von Leuten, die bereits ihre Güter verkauft und sich reisefertig gemacht hatten. Besonders dringliche Gesuche kamen aus Wallbach, Wegenstetten und Gipf-Ober-

<sup>125</sup> Publiziert im *Schweizerboten*, Nr. 18, 1. 5. 1817.

<sup>126</sup> Publiziert im *Intelligenzblatt* am 31. 5. 1817.

<sup>127</sup> StAAG, IA Nr. 5, Amerika 1817.

frick, wo sich größere Gruppen vorbereiteten<sup>128</sup>. Während die Vereine aus Wallbach und Wegenstetten noch Pässe erhielten, da sie einigermaßen genügende Mittel vorweisen konnten, mußten 9 Familien, die mit Unterstützung der Gemeinde Gipf-Oberfrick hatten auswandern wollen, auf die Reise verzichten<sup>129</sup>.

Damit war die Auswanderungswelle so gut wie beendet<sup>130</sup>. Ein Nachlassen wäre wohl auf jeden Fall zu erwarten gewesen, hatten doch auch im Vorjahr die Auswanderungen im Sommer stark abgenommen, in einzelnen Gegenden sogar ganz aufgehört. Die Aussicht auf eine gute Ernte legte den wichtigsten Motor der Bewegung still, die Maßnahmen der niederländischen und einheimischen Behörden dürften das ihre zum Abflauen beigetragen haben, am meisten aber die schlechten Nachrichten aus den Niederlanden, die gewiß manchen abschreckten und auf Jahre hinaus der Auswanderung den Geruch eines höchst riskanten Unternehmens verliehen.

## 5. Das Schicksal der Auswanderer von 1816/17

Angesichts des Aufsehens, das die große Auswanderungswelle von 1816/17 erregt hatte, ist es erstaunlich, wie wenig über das spätere Schicksal ihrer Teilnehmer bekannt ist. Wir wissen, daß viele von ihnen nicht einmal die Überfahrt antreten konnten, auch ist bekannt, daß die Passage unter einzelnen Vereinen weitere Opfer forderte, die entweder schon auf See oder dann nach der Ankunft im Hafenzazarett von Philadelphia starben<sup>131</sup>. Von andern aber verlor sich nach der Einschiffung jede Spur. Im Frühjahr 1818 berichtete das Oberamt Laufenburg, daß noch von keinem der vielen Auswanderer sichere Meldung über die Ankunft in Amerika eingetroffen sei<sup>132</sup>.

<sup>128</sup> a. a. O., Gesuche vom 14. 5., 13. 5., 18. 5.

<sup>129</sup> a. a. O., Entscheid vom 19. 5.

<sup>130</sup> Ende September oder Anfang Oktober traf noch Bernhard Steiner mit 36 Personen in Amsterdam ein. Die offenbar gut ausgestattete Gruppe mit ihrem erfahrenen Leiter konnte rasch weiterreisen. Einschiffungsliste unter StAAG, IA Nr. 5, Brasilien 1819.

<sup>131</sup> Siehe die Angaben zu den beiden größten Vereinen, Seite 64 f.

<sup>132</sup> StAAG, IA Nr. 14, Rapporte, 1817.



Der gebräuchlichste Landungshafen war um diese Zeit noch Philadelphia, von wo die wichtigste Route in die von deutschen und schweizerischen Auswanderern bevorzugten Staaten Pennsylvania und Ohio führte<sup>133</sup>.

Der große Teil der aargauischen Auswanderer hatte die Reise auf Kredit gemacht, und daraus ergibt sich auch, daß die Leute in der Wahl ihres Zieles gar nicht frei, sondern an einen Dienstherrn gebunden waren, der ihre Schuld bezahlte.

Für keinen der Vereine läßt sich nachweisen, daß er über die Reise hinaus auch noch der gemeinsamen Ansiedlung gedient hätte. Auch dies lag zum Teil vielleicht daran, daß die Pläne der Auswanderer durch die Hindernisse auf der Reise vereitelt wurden. Die kostspieligen Verzögerungen waren gerade für die Vermöglicheren katastrophal, die gehofft hatten, sich selbständig niederlassen zu können; die meisten von ihnen dürften die dafür vorgesehenen Mittel schon auf der Reise verbraucht haben. Ein Fall dieser Art ist schon im Jahr 1816 bezeugt. Der Landwirt Dismas Lützelshwab von Magden, der mit Frau und vier Kindern gereist war und immerhin mehr als 3000 Franken mitgenommen hatte, konnte nach einem wochenlangen Aufenthalt in Muyden nur noch die halbe Passage bezahlen und mußte sich nach der Ankunft im November 1816 in der Nähe von Baltimore an einen Farmer verdingen<sup>134</sup>.

Leider besitzen wir nur wenige solche Nachrichten über die Schicksale einzelner. Einer der Führer des größten Vereins, Johann Jakob Märki, starb schon während der Überfahrt, ebenso eines seiner Kinder. Zwei weitere Söhne mußten sich in Frenchtown, Del., verdingen, wo der eine 1825 starb; der andere war 1827, zehn Jahre nach der Ankunft, immer noch nicht frei. Die Witwe Märki dagegen verheiratete sich wieder mit einem Bürger von Baden und lebte 1827 mit dem Rest der Familie in guten Verhältnissen in Philadelphia<sup>135</sup>.

Adrian Märk aus Aarau, dessen Reiseschilderung wir oben zitiert haben, verlor durch die Epidemie auf dem Schiff «De Hoop» seine Frau und eines seiner Kinder. Von sich selbst und seinem Bruder schrieb er:

<sup>133</sup> Nach Böhler, a. a. O., S. 199, wäre die Ausschiffung von Redemptioners in New York damals verboten gewesen, weshalb die Auswanderertransporte sich meist nach Baltimore oder Philadelphia gewandt hätten. Für diese Angabe findet sich nirgends eine Bestätigung; sie dürfte auf einem Irrtum beruhen.

<sup>134</sup> Böhler, a. a. O., S. 42 f.

<sup>135</sup> StAAG, IA Nr. 5, 1822–1840, Faszikel 59.



«Mein Bruder hat in Jolnos Country 160 Acres zu einem Dollar gekauft (sonst kostet ein Acre 2 Dollars), und ist vor vier Wochen mit seiner Familie dahin gezogen, ungefähr 1500 englische Meilen oder 500 Stunden von Pittsburg im Staat Indiana am Mississippi. Ich arbeite hier (in Pittsburgh) bei einem Hutfabrikanten, und verdiene wöchentlich 10 Dollars.»<sup>136</sup>

Von zwei Mitgliedern des Vereins Rüeegger, den Brüdern Bernhard und Samuel Häfliger von Oberentfelden, hören wir wieder, als ihre Mutter 1821 ihre Auswanderung ankündigt; sie wird als vermögliche Witwe bezeichnet, die zu ihren ebenfalls wohl-situierten Söhnen nach Amerika ziehen wolle<sup>137</sup>.

Erfolgreich war auch der 16jährige Samuel Schmid von Aarau, der 1816 zu seinem 12 Jahre früher ausgewanderten Vater zog; nachdem er mehr als 20 Jahre auf einer großen Farm in Tennessee gelebt hatte, zog er mit Kindern und Enkeln, einer Familie von 20 Personen, nach Texas, wo er mit Sklaven eine Baumwollplantage betrieb, um nach dem Sezessionskrieg auf Viehzucht umzustellen<sup>138</sup>.

Diese Einzelschicksale lassen leider kaum Schlüsse auf das Ergehen der großen Mehrheit zu, handelt es sich doch vorwiegend um Leute, die wenigstens vor der Abreise zu den Begüterten gehört hatten und auch an Fähigkeiten über dem Durchschnitt standen.

Gewisse Zeugnisse über das Schicksal der unbemittelten Mehrheit sind wenig günstig. J.U.Büchler, ein Toggenburger, der 1816 mit der Vorhut der großen Welle nach Amerika gelangt war, dort aber kein befriedigendes Auskommen gefunden hatte, traf nach einjähriger Reise eben um die Zeit wieder in New York ein, als die Scharen der aargauischen Auswanderer in Philadelphia landeten. Nachrichten davon drangen auch nach New York, und Büchler berichtet darüber:

«Die armen Familien, worunter besonders viele Schweizer aus dem Kanton Aargau gewesen, die diesen Sommer angelangt und ihre Seefracht nicht bezahlen konnten, sind alle nach Pitzburg, 100 Stund tiefer im Land, transportiert, und dort auf 5 und 6 Jahr vor 150 Thaler die Familie verkauft worden, wobey die Lieferanten einen guten Gewinn machten, weil die Mehrsten nur 50 Thaler noch zu zahlen schuldig waren; alle kamen nach den unbevölkerten Gegenden in Indien.»<sup>139</sup>

<sup>136</sup> *Schweizerbote*, Nr. 50, 10.12.1818. Märk könnte mit Jolnos Country am Mississippi vielleicht Illinois meinen, wobei die Nennung von Indiana irrtümlich wäre.

<sup>137</sup> StAAG, IA Nr. 5, 1814–1821, Faszikel 54.

<sup>138</sup> StAAG, I Nr. 3, 1873, Faszikel 48. Schmid's Bruder, Pfarrer auf Stauffberg, erkundigte sich nach dem Schicksal seines Verwandten und erhielt die genannten Angaben. Schmid's Vater dürfte der Auswanderergruppe von 1805 angehört haben.

Vor Jahren seien andere Auswanderer in Philadelphia von pennsylvanischen Farmern gedungen worden, dann aber ihren Herren bald davongelaufen. Deshalb habe nun im Osten niemand mehr Interesse an den Redemtioners, und nur im Landesinneren und bei langen Dienstzeiten herrsche noch einige Nachfrage.

Schon der Umstand, daß BÜCHLER den unangemessenen Begriff des «Verkaufens» gebraucht, läßt an seiner Objektivität zweifeln. Es gibt daneben auch konkrete Anhaltspunkte, daß er, wohl aufgrund seiner eigenen enttäuschenden Erfahrungen, die Lage der Verschuldeten zu pessimistisch beurteilte. MÄRK zum Beispiel stellt ihr Schicksal weit weniger düster dar:

«Haufenweise kamen nun Handwerker und Bauern, um von denen zu kaufen, die nicht bezahlen konnten. Sie werden meistens sehr gut behandelt und zu mäßiger Arbeit, bei guter Kost und Kleidung, angehalten. Nur sollte man ohne Kinder kommen, wenn man nicht bezahlen kann. Denn selten oder gar nie kann eine ganze Familie bei einem Herrn unterkommen; und wie schmerzlich muß es für Ältern sein, wenn Eins dahin und das Andere dorthin kommt, und sie sich vielleicht einander gar nicht mehr zu sehen bekommen.»<sup>140</sup>

Daß auch unter ungünstigen Bedingungen die Auswanderung noch zum Erfolg führen konnte, zeigt das Schicksal der Brüder WALDMEYER von WÖLFLINSWIL. Von vier verwaisten Söhnen des Heinrich WALDMEYER – Eltern und drei Geschwister waren auf der «April» umgekommen – zog nur der vierjährige Jüngste gleich mit einer Quäkerfamilie nach Ohio. Ein Bruder fand einen Platz in der näheren Umgebung von Philadelphia, die andern zwei in Maryland. Als assimilierte Amerikaner zogen alle mit gewonnener Selbständigkeit nach Westen. Zwei, im Osten aufgewachsen, gingen als Farmer nach Ohio und Kentucky; der in Ohio erzogene kaufte später Land in Illinois, der vierte schließlich fand als lutheranischer Geistlicher in Ohio seinen endgültigen Wirkungskreis, nachdem er sogar einige Jahre in Iowa verbracht hatte<sup>141</sup>.

BÜCHLERS Bericht läßt immerhin vermuten, daß ein beträchtlicher Teil der Ankömmlinge gleich in die abgelegeneren Siedlungen des Westens

<sup>139</sup> BÜCHLER, a. a. O., S. 193 f. Mit «Indien» könnten die Grenzgebiete gegen die Indianer, aber auch präziser der Staat Indiana gemeint sein.

<sup>140</sup> Siehe Anmerkung 136.

<sup>141</sup> Die von einem Nachkommen verfaßten Lebensberichte der vier Brüder wurden vermittelt durch Mrs. Irene N. Smith, Flint, Mich., und befinden sich im StAAG, Nachlaß Nold Halder, Papiere zur Auswanderung von Andreas Dietsch.

versetzt wurde. Dies mußte sich keineswegs nachteilig auswirken, wenn auch die Anpassung an die primitiven Lebensbedingungen manchem schwer fallen mochte. Die mit dem Jahr 1819 einsetzende Wirtschaftskrise traf jedenfalls die landwirtschaftliche Bevölkerung im Westen weniger hart, als die Arbeiter in den östlichen Städten, und wer die Dienstzeit heil überstand, konnte sich mit der gesammelten Erfahrung und einigen Ersparnissen bald selbständig machen. Einigen der Auswanderer scheint der Aufstieg gelungen zu sein, meldete doch 1852 die *Aargauer Zeitung*:

«In den Jahren 1810 bis 1820 sind viele Familien weggezogen, und leben größtenteils als habliche Bauern auf Hofgütern.»<sup>142</sup>

Das allgemein zur Auswanderung positiv eingestellte Blatt mag günstige Berichte etwas stark verallgemeinert haben, die Behauptung gründet aber doch sicher auf einigen konkreten und verlässlichen Nachrichten.

Zu erwähnen bleibt ein Unternehmen, das in der Geschichte der schweizerischen Ansiedlungen bisher nicht die gebührende Beachtung gefunden hat, nämlich die Gründung einer Siedlung in Illinois durch die Gruppe des Bernhard Steiner<sup>143</sup>.

Steiner hatte noch vor seiner letzten Reise in die Schweiz in den sogenannten «Dutch Hill Prairies», gut 50 Kilometer südöstlich von St. Louis, Land gekauft. Darauf konnten sich die von ihm geführten Verwandten und Freunde ansiedeln, während er selber sich Handelsgeschäften widmete. Obwohl Steiner schon 1821 von Räubern erschlagen wurde, entwickelte sich die Niederlassung weiter. Der 1822 ausgewanderte Lehrer Peter Baumann, ein Neffe Steiners, der den Erbteil seiner Mutter bezog, wurde zum geistigen Führer der Siedlung; als erster Postmeister gab er ihr den Namen New Lenzburg, den sie heute noch trägt.

Allerdings stand auch diese geschlossene Ansiedlung von Aargauern keineswegs in ununterbrochenem Kontakt mit der Heimat; vielmehr brach die Verbindung um 1840 ab und wurde erst in jüngster Zeit wieder erneuert<sup>144</sup>. Bemerkenswert ist das Unternehmen deshalb, weil es zwei-

<sup>142</sup> *Aargauer Zeitung*, Nr. 32, 15. 3. 1852. Leider fehlen bei dem Artikel alle Quellenangaben.

<sup>143</sup> Wir folgen hier der Darstellung von Gottlieb Meyer, a. a. O.

<sup>144</sup> Schon eine wenig später publizierte Liste von Schweizer Ortsnamen in Amerika, im *Schweizerboten*, Nr. 58, 20. 7. 1836 führt New Lenzburg nicht auf.

fellos die bei weitem am fernsten im Westen liegende schweizerische Ansiedlung dieser Zeit war. Daß die kleine Gruppe von Aargauern die Schwierigkeiten der ersten Jahre meistern konnte, war gewiß der umsichtigen Leitung durch einen in Amerika bereits erfahrenen Mann zu verdanken.

Es ginge gewiß zu weit, wollte man aus den wenigen erhaltenen Zeugnissen vom wirtschaftlichen Erfolg einzelner auf das Schicksal aller übrigen schließen. Es scheint aber immerhin, daß um diese Zeit der Auswanderer auf der Reise den größten Gefahren ausgesetzt war, während seine Aussichten in Amerika recht gut standen.

Unser geringes Material spricht jedenfalls deutlich gegen die Annahme, die Mehrheit der Auswanderer sei ins Unglück geraten.